

Der Tag des geflügelten Löwen

Silo

Übersetzt aus dem Spanischen von Daniel Horowitz, in
Zusammenarbeit mit Gustavo Joaquin, Heike Steinbach
und Ivetta Csongradi.

Dezember 2018

Kommentar

Die vorliegende Reihe von Kurzgeschichten und Erzählungen zeigt uns eine neue Facette dieses immer wieder überraschenden Autors. Als wir uns gerade mit seinen philosophischen Essays, seinen gelehrten Exegesen und seiner poetischen Prosa vertraut gemacht hatten, kommt er plötzlich daher und legt ein Werk vor, welches der Science-Fiction und mitunter auch der ironischen Erzählung nahe steht. Dieses literarische Kaleidoskop ist meines Erachtens von einer Fülle und Tiefe, die von den Autoren des phantastischen Genres selten erreicht wurde. In der Tat handelt es sich um Phantasien, die uns nicht in Traumwelten entführen, sondern subtil zu den wichtigen Dingen des Lebens hinführen.

J. Valinsky

Kurzgeschichten

Durchgangsheim

Barek al-Muftala war aus der Gegend verschwunden. Seit dem frühen Morgen war ich zwischen den Importgeschäften hin- und hergegangen, die in den Marktbuden arbeiteten, aber niemand konnte mir einen Hinweis über seinen Verbleib geben. Ein alter Obsthändler sagte mir jedoch, dass er Barek drei Tage zuvor beim Verlassen der gelben Zone der Stadt gesehen und verworrene Gerüchte über ihn gehört hatte. Auf dem Zettel, den er mir in die Hand drückte, zeigte er auf einen Ort in Malinkadassi. Ich ging also in Richtung Hauptplatz und musste mich dabei Joghurt- und Bronzeverkäufern sowie anderen Händlern erwehren. Danach erholte ich mich bei einem Shá in einer Bar, wobei ich Wasserpfeife und Kaffee zurückwies. Schließlich machte ich mich auf den Weg zum Busterminal und bestieg dort ein Taxi. Nach langer Fahrt hielt der Wagen vor der einstöckigen Villa, an der ein Schild aus Bronze prangte: „DURCHGANGSHEIM“.

An der Tür erhielt ich die gesuchte Information. „Er ist drinnen“, sagte man mir. Ich bahnte mir einen Weg durch die trauernde Menge und schaffte es bis in ein riesiges Zimmer. Ein großer Menschenkreis umringte den offenen Sarg, der mit dem auf einen hölzernen Arm gestützten Deckel fast einem Kon-

zertflügel ähnlich sah. Neben dem Sarg rezitierte ein Dicker mit lauter Stimme Gebete. Von Zeit zu Zeit antwortete die Menge mit kurzen Stoßgebeten. Der Kerl fuhr mit seiner rechten Hand in regelmäßigen Abständen in den Sarg, als ob er ein Kleidungsstück oder möglicherweise das Leichentuch des Verstorbenen zurechtrücken würde. Mit diesem Bild vor Augen näherte ich mich, bis ich nahe am Zentrum der Szenerie war. Da begriff ich, dass der Zelebrant den vermeintlich Toten zu beruhigen versuchte, während dieser darum kämpfte, seinen Kopf zu heben. Mit verbundenem Kopf lag da Barek al-Muftala direkt vor meiner Nase und jammerte schwach. Anscheinend hatte er einen schweren Unfall erlitten und lag im Sterben.

Nun überschlugen sich die Ereignisse. Ein Bursche kam mit einem Gefäß an, welches er dem Dicken reichte. Dieser öffnete gelassen das Glasgefäß, öffnete Bareks Mund und goss den Inhalt hinein. Dann schob er mit der einen Hand, in einer keineswegs brüsk sondern vielmehr sanften und weichen Bewegung die Kinnlade nach oben und hielt mit der anderen Hand die Nase des Sterbenden zu. Während er eine Gruppe von Familienangehörigen anschaute, bewegte der Zelebrant den Kopf Bareks an der Nase von rechts nach links. Nach einer gewissen Zeit stellte er sich auf einen Stuhl, den man ihm gereicht hatte, und beugte sich von dort in unsicherem Gleichgewicht tief in den

Sarg hinab. Dort überprüfte er Barek genau, bis er sich dazu entschloss, wieder vom Stuhl hinabzusteigen. Zufrieden mit der gut vollbrachten Arbeit entfernte er sich mit der Haltung und dem Ernst, die solchen Umständen angemessen sind. Das war das Zeichen, welches den Damm der Emotionen brechen ließ, die durch den Tod eines geliebten Freundes hervorgerufen wurden. Während alle zu weinen anfangen, nahm ich eine feierliche Haltung ein, beobachtete aber verstohlen die feuchten, grünen Augen der Tochter Bareks. Sie hatte als die einzige Hinterbliebene der Euthanasie ihres Vaters zugestimmt, und unter den vielen möglichen Formen des Hinscheidens hatte sie die Erlesenste gewählt.

Die große Stille

Am Mittag ließen sich die Weinleser im Schatten der dichtesten Spaliere nieder. Nach dem Essen versuchten sie ein Mittagsschläfchen zu machen. Mehr als 40 Grad Celsius ließ die Vögel verstummen und die Pferde in ihren Gehegen schläfrig werden. Selbst die Transportlastwagen und die Traktoren zum Ziehen der Karren und Anhänger warteten geschützt in ihren Schuppen. Lediglich eine leichte Brise bewegte einige Weinblätter und man konnte das Plätschern des Wassers in den Bewässerungskanälen kaum hören. Es war ein trockener und gleißend heißer Nachmittag, wie ihn nur diejenigen kennen, die unter den gewaltigen blauen Himmeln der Halbwüsten leben. Durch die Hitze dem Ersticken nahe hätte man geschworen, das Knistern der auf die verbrannte Erde treffenden Sonnenstrahlen hören zu können. Ich sah jedoch, wie dieses extravagante Subjekt trotz der Hitze eine Reihe Weinstöcke durchquerte und auf einen breiten Weg gelangte und wie sein treuer Hund ihm im Abstand von wenigen Metern folgte; wie er seine Hosen hinunterließ und sein entblößtes Gesäß den Sonnenstrahlen aussetzte; wie er sich hockend eines dunklen Gelees entledigte, das sich beim Hinuntertropfen mit dem Staub vermischte; wie es sich rasch verfestigte und wie

der Hund seine Schnauze öffnete und mit der Präzision einer Baggerschaufel ein festes und einwandfreies Stück schnappte.

Möglicherweise war ich wegen der Temperaturen der Ohnmacht nahe oder mir fehlte zumindest eine ausreichende Durchblutung im Hirn, da ich die Sonne für einen Augenblick als durchsichtige Blase sah. Dann glänzte das Gesäß und die Körper des Hundes und seines Herrchens verharrten regungslos in ihren absurden Stellungen. Es gab weder ein Windhauch noch das leiseste Geräusch des Bewässerungsgrabens, noch Herzschlag, noch Hitze, noch Empfindung... Die Große Stille brach mitten in den Vorwand des Unzusammenhängenden herein.

Dann verlieh der träge Fluss des Daseins den Ameisen und der verstohlenen Eidechse erneut Leben. Ein entferntes Wiehern erinnerte mich daran, dass ich wieder in die Welt der Ereignisse zurückgekehrt war. Ich nahm also den Weinlese-Eimer auf und eingehüllt in eine sich in konzentrischen Kreisen ausdehnende Glückseligkeit begann ich, mit der Weinleseschere eine Traube nach der anderen zu schneiden.

Tippe die Antwort ein!

Wie es der Computer schaffte, auf eigene Faust Gedichte zu schreiben, ließ mir lange Zeit keine Ruhe. Es war nämlich so, dass er immer gerade dann in Aktion trat, wenn ich abwesend war. Aber heute habe ich es geschafft, seine Spuren ganz genau zu verfolgen. Und jetzt ist Schluss, mein Lieber; jetzt ist Schluss, du blöder TZ-28300!

Gerade war noch alles in Ordnung. Ich trank Kaffee und war mit meinen Geräten beschäftigt. Wolf schlief wie immer auf einem Teppich in der Ecke. Während ich im Versuchszimmer mit den Instrumenten und Substanzen arbeitete, ließ ich mir vom Chemie-Fachprogramm helfen, das ich auf dem TZ-28300 installiert hatte. Ich war an dem Punkt, an dem mich der Computer fragte: „Schmilzt es leicht?“ und ich tippte „nein“. Daraufhin entwarf das Programm Schlussfolgerungen und gab Empfehlungen, die es auf das Endlosformular drucken ließ, sodass ich sie nachträglich überprüfen konnte.

„Wahrscheinlich ist es eine Ionenbindung. Löst sie sich auf?“

„Ja.“

„Bestimme den PH-Wert und stelle dann fest, ob es eine Säure, eine Lauge oder eine neutrale Substanz ist. TIPPE DIE ANTWORT EIN!“

„Sie ist neutral.“

„Es handelt sich um ein neutrales Salz. Stelle mit Hilfe der Flammprobe fest, welches Metall es enthält. Hast Du eine Antwort?“

„Ja.“

„Mach nun mit der Bestimmung der Radikalen weiter. Wenn man Bariumchlorid hinzufügt und es eine weiße Ausfällung zeigt, ist das Radikal ein Sulfat. Wenn man Silbernitrat hinzufügt und es dabei weiß wird, handelt es sich um Chlorid. Wenn beim Erhitzen Kohlendioxid ausgeschieden wird, ist es Karbonat. Kombiniere nun das Metall mit dem Radikal, um den Namen der Verbindung festzustellen. TIPPE DIE ANTWORT EIN!“

Um mit den Versuchen weiterzumachen, ging ich auf der Suche nach ein paar Porzellengefäßen in den anderen Raum, als ich, wie schon bei früheren Gelegenheiten, das Surren hörte, welches den Ausdruck eines Textes ankündigte, und ich rannte zurück. Der Drucker verschlang auf der einen Seite leeres Papier und spuckte es beschrieben auf der anderen aus. Vor meinen Augen bildete sich dort eine Zeichenfolge, die aber unmöglich vom Programm erzeugt worden sein konnte, mit dem ich arbeitete. Der TZ-28300 war dabei, chemische Daten mit unterschiedlichsten persönlichen Informationen, die ich gespeichert hatte, und mit Auszügen der Enzyklopädie, die sich auf seiner Festplatte befand, zusammenzusetzen. Jedoch

Tippe die Antwort ein!

war diese Zusammenhanglosigkeit nichts Besonderes. Zwei oder drei Speicherbereiche, die sich aufgrund eines unangebrachten „Merge“-Befehls mischten, verursachten solche Phänomene. Das Problem dabei war, dass dieser Befehl von mir eingegeben worden sein musste, was aber nicht der Fall war, und schon gar nicht in meiner Abwesenheit. Darüber hinaus wäre es für zusammengeführte Daten nötig gewesen, durch ein mit künstlicher Intelligenz ausgestattetes Textverarbeitungsprogramm zu laufen, sodass mein Chemie-Programm jedes Mal die Fragen und Befehle ausdrucken konnte. Da bildeten sich zu viele Fehler, die alle in einer bestimmten Richtung zusammenliefen! Ich ließ Meter um Meter gedrucktes Papier herauskommen, bis sich einige verständliche Fünfzeiler zeigten:

*Jede Blume ist immer phanerogam.
Du hingegen, Marie Isabel,
(Telefon 942-1318 – Ahornstraße 2317)
bist manchmal absurd und nobel,
unruhig, verdeckt und kryptogam!*

*In der Flammprobe werde ich
dein grünes Kupfer sehn,
dein rosarotes Lithium
dein karmesinrotes Strontium
Jähzornig und unbeugsam monogam!*

*Weder jedes Metall wird unreduzierbar,
noch die Schuld zum brennbaren Sauerstoff.*

ICH SCHULDE:

*der Drogerie feines Eisenpulver
und dem Lebensmittelladen Hundefutter.*

Ich sprang zum Drucker und schaltete ihn aus: Also: „Lebensmittelladen, Hundefutter?“, was? Die Maschine gab mir mit ihren freien Assoziationen also diesen Hinweis. Deshalb denke ich wiederum: „Jetzt ist Schluss, mein Lieber! Das war’s, du blöder TZ-28300!“ Ich würde Schritt für Schritt Maßnahmen treffen und ohne dabei Fehler zu machen.

Ich fahre als Erstes das System herunter und warte ein paar Sekunden. Ich fahre es wieder hoch. Ein „Klick“ ist zu hören. Die Festplatte beginnt sich zu drehen, während sie mir mit ihren Leuchtdioden zuzwinkert. Ich starte das Chemie-Fachprogramm. Alles antwortet und alles ist in Ordnung. Ich stehe auf und gehe mit lauten Schritten ins Nebenzimmer, wobei ich die Türe aber einen spaltbreit offen lasse. Ich gehe ein bisschen umher, schleiche dann aber leise zur Tür zurück. Ich stelle mich so hinter die Türspalte, dass ich einen großen Teil des Versuchszimmers beobachten kann.

Mein Verdacht bestätigt sich! Ich sehe, wie sich eine vorsichtige Figur auf den Computer zubewegt. Mit einem Sprung ist sie an der Tastatur. Während ich mit Getöse reinkomme, rennt Wolf jaulend in die Ecke zurück, wo er sich hinlegt und tot stellt.

Hockend verwarne ich den Täter.

„Also du bist das Phantom der Oper, das glaubst du also? Mit deiner Schnauze in den Tasten rummachen? Du wirst nun sehen, was du davon hast!“

Wolf erwacht wieder zum Leben. Er setzt sich auf seinen Hinterteil, hebt seine Brust und stützt dabei den Rest des Körpers auf seine beiden Pfoten eines Schäferhund-Welpen ab. Er beobachtet mich regungslos mit gespitzten Ohren und aufgerichteter Schnauze. Während ich weiter schimpfe, beginnt er, mich mit menschlichem Blick anzusehen. Entwaffnet gebe ich auf und streichle seine Schnauze. Da höre ich einen „Klick“ hinter mir. Die Festplatte hat angefangen zu arbeiten. Was ist denn das? Die Leuchtdioden blinken und das Summen des Druckers erfüllt das Zimmer. Ich stehe auf und bin mit zwei großen Schritten beim Computer, aber der Drucker frisst kein Papier mehr. Die Dioden leuchten, bleiben aber ruhig. Ich beobachte Wolf, der unbeweglich in seiner Ecke sitzt und seinen *menschlichen* Blick auf mich geheftet hat. Ich habe die merkwürdige Empfindung, dass sich zwischen dem TZ-28300, Wolf und mir

eine Warteschleife gebildet hat. Also fasse ich einen Entschluss, reiße das bedruckte Papier heraus, halte es mir vor Augen und lese darauf:

Willst Du etwa Deinem Hund Futter geben? Oder willst du ihn lieber in Säure, oder in einer Lauge oder in einer neutralen Substanz auflösen?

TIPPE DIE ANTWORT EIN!

Der Scheiterhaufen

Auf das Brückengeländer gestützt beobachtete ich die Menschengruppe, die sich am Flussufer versammelt hatte und konnte deutlich erkennen, was sie machte. Ich sah, dass niemand ausreichend trockene Äste oder Holzscheite fand, um das sauber und ordentlich entzündete Feuer zu vergrößern. Nach mehreren vergeblichen Versuchen belebten einige Männer mit Lappen und alten Ausgaben des *Nepal Telegraph* die Flammen. Das Feuer wurde größer und dann entschlossen sie sich, eine Art Pritsche in das Bestattungsfeuer zu stellen. Das Feuer loderte empor, vielleicht wegen der Hanffasern der an den Seitenlatten befestigten Beutel oder wegen des Stoffs, in welchem der Verstorbene eingehüllt war. Allerdings währte das nicht lange. Die Männer fügten noch feuchte Zweige und Blätter hinzu, wodurch die Stätte in Rauch eingehüllt wurde und die Gruppe sich hustend zerstreute. Als der Wind drehte, näherten sich zwei Männer dem hellflackernden Feuer und schoben den Verstorbenen bis zum Wasser. Es war eine mit einem Anflug von Zorn und Ungeduld vollbrachte Handlung, was im Gegensatz zu den gewohnten Kremationen stand, bei denen am Schluss die Asche eingesammelt wird, um sie später auf dem Fluss zu verstreuen.

Der Körper trieb sanft dahin und durch einen neuerlichen Anstoß war er bereits in der Strömung. Schweigend schaute die Gruppe zu, wie er sich entfernte, während ich ihn von der Brücke aus immer näher vor mir hatte: Er war nackt und lediglich die rechte Seite war leicht verbrannt. Auch die rechte Gesichtshälfte war verschmort. Und ein Rabe hockte auf der Leiche und pickte am linken Auge, an dem Auge, welches vom Feuer verschont geblieben war. Als er unter der Brücke vorbeitrieb, konzentrierte ich mich wieder auf die Gruppe, die regungslos am Flussufer verharnte. Am Geländer abgestützt blieb ich da, wo ich war und erwartete, dass sich die Gruppe zurückziehen würde. Da kamen mir die Begräbnisse in allen Teilen der Welt in den Sinn – die armseligen und die prachtvollen, die vollkommen sauberen und die weniger hygienischen. Ich dachte an die Beerdigungen, die Kremationen, die Zerstückelungen und das Zermahlen der Knochen; an das Aussetzen der Leichen für Vögel und Bären; an jene, die auf Bäumen oder von Felsen geschützt zur Ruhe gebettet werden, in Höhlen und Kratern, in prachtvollen Mausoleen, in Tempeln und Gärten; an das Verschicken der Asche mit Weltraumurnen; an die kryonische Aufbewahrung....

Gähmend streckte ich mich und merkte, dass ich hungrig war.

In den Augen Salz, an den Füßen Eis

Fernando war ein guter Arbeitskollege und ein hervorragender Wissenschaftler. Aus unerfindlichen Gründen gab er seine Arbeiten auf und brach nach Afrika auf. Später sagte mir jemand, er würde sich in Alaska aufhalten. Seitdem sind zwei Jahre vergangen und niemand konnte mit Bestimmtheit sagen, was aus ihm geworden war. Falls er immer noch lebt, muss er meiner Meinung nach mittlerweile unwiederbringlich verrückt geworden sein, und ich stelle mir vor, wie seine Zerrüttung begonnen haben könnte. Unter den in unserem Labor zurückgelassenen Papieren sticht insbesondere eine ungeordnete und sonderbare Aufzeichnung hervor, die von seinen gewohnten Forschungsarbeiten weit entfernt ist. Hier ist sie.

26. August 1980

Folgendes geschah gestern Morgen, einige Stunden nachdem ich einen schwachen, aus smaragdgrünen Blättern zubereiteten Tee getrunken hatte. Ich war alleine im Biologieraum. Musik rieselte aus einem kleinen Lautsprecher, der in der Stirnwand versteckt eingelassen war. Ich glaube, in diesem Augenblick war der langsame Rhythmus eines Schlag-

zeugs und Gesang zu hören. Währenddessen saß ich am Arbeitstisch und fühlte mich unbehaglich, da ich spürte, dass mein rechter Fuß ziemlich kalt war und einen Muskelkrampf hatte, wohingegen sich der linke besonders warm anfühlte. Ich hatte die ganze Nacht gearbeitet und dem Brennen meiner Augen zum Trotz drehte ich am Lichtregler, um die Helligkeit im Kondensator des optischen Geräts zu verstärken. Zum zehnten Mal schaute ich mir im Mikroskop die Pflanzenprobe an und sah die intensiv smaragdgrün glänzende Stomata. Ich vergrößerte 500-mal mehr, aber die Auflösung wechselte ganz unregelmäßig in den beiden Feldern des Binokulars, möglicherweise auf Grund einer Fehleinstellung des Geräts. Dann stellte ich fest, dass es sich nicht um einen mechanischen Fehler handelte. Es war auch keineswegs eine bloße Ermüdung der Augen. Ohne zu blinzeln starrte ich also durch die Okulare. Nach kurzer Zeit stellte ich fest, dass sich die Bilder voneinander lösten: das linke Auge sah eine Sache und das rechte eine andere, während sich jede Figur den Klängen der Musik folgend verwandelte. Die Stomata waren verschwunden und statt ihrer bewegten sich im rechten Okular Menschengruppen in einer Umgebung aus Kälte und Eis unruhig umher, während die Bilder im linken mit Salz und Hitze zu tun hatten. Ich begriff, dass das Salz eine Übersetzung meiner Müdigkeit war, was sich auch als entsprechendes Bild in meinem linken Auge

einschlich, während das rechte Auge Bilder sah, die Übersetzungen der Kälte und des Krampfs in meinem rechten Fuß waren. Dieser Aufspaltung zum Trotz verbanden sich die Bilder problemlos mit einer inneren „Stimme“, die scheinbar ungereimtes Zeug über das Mikroskop erzählte. Die Bewegungen der Bilder, die ich sah, veränderten sich mit der Musik; manchmal verwandelte sich der Klang zu Windstößen, die mein Gesicht trafen.

Ich entfernte mich vom Gerät und legte mir eine Tabelle an, in der ich all die unter sich getrennten Elemente darstellen konnte, auch wenn sie immer mit dem zentralen Thema verbunden waren, was ich folgendermaßen festhielt: **„Im Binokular dominierten die hellen Farben. Alles leuchtete im durch den Mikroskop-Kondensator gebündelten Licht, aber oben waren die Linsen, welche die Lichtquelle intensivierten, sodass die Lichtstrahlen schmerzhaft und kristallklar auf meine schon übermüdeten Augen trafen.“**

So ließ ich mich über dem Mikroskop aus: Im Binokular...

Im linken Auge... begann ich Leute zu sehen, die in bunten Gruppen hohe Salzstalagmiten umringten. Es waren Afrikaner verschiedener Nationalitäten,

die miteinander handelten. Langsam knoteten sie ihre Bündel auf, in denen... (**dominierten die hellen Farben**).

Im rechten Auge... *fand ich eine verdorrte Tonwüste voller Risse. Alles war düster, fast schwarz. In sanfter Bewegung verschmolzen die Brocken zu einer Masse, in der alsbald...* (**dominierten die hellen Farben**).

Die ganze Abfolge ging so:

Im Binokular

begann ich Leute zu sehen, die in bunten Gruppen hohe Salzstalagmiten umringten. Es waren Afrikaner verschiedener Nationalitäten, die miteinander handelten. Langsam knoteten sie ihre Bündel auf, in denen....

*fand ich eine verdorrte
Tonwüste voller Risse.
Alles war düster, fast
schwarz. In sanfter Be-
wegung verschmolzen die
Brocken zu einer Masse,
in der alsbald...*

dominierten die hellen Farben.

Die menschliche Situation war außergewöhnlich. Niemand vor diesen spitzen Hügeln hatte Eile. Verschiedene Gruppen stimmten eine Hymne an und wiegten sich in vollkommenem Rhythmus zum Takt. Die Salzstalagmiten erhoben sich wie Termitenhügel.

Der Boden gefror und ich sah mich, wie ich dort barfuß auf einer unendlichen Eisfläche ging. Ein stechendes Kribbeln stieg von den Füßen durch meinen Körper empor.

Alles leuchtete im durch den Mikroskop-Kondensor gebündelten Licht

und ich fragte mich, wie sich diese Formen gebildet haben konnten, da dafür schwere Regenfälle notwendig gewesen wären,

während mein Gesicht von Windstößen gepeitscht wurde. Unten zersprang das Eis und öffnete abgrundtiefe Gletscherspalten,

aber oben waren die Linsen

unter diesem klaren
Himmel, der keinen
Regen hergeben konnte.
Auf jeden Fall musste
irgendeine Flüssigkeit
das Salz angeschwemmt
haben, um diese Stalag-
miten zu bilden.
So erhoben sich diese
Grabhügel sehnsüchtig,
aber frei und kräftig,
ohne Zorn, auf ihrer
Suche nach den wolken-
losen Himmeln.

*sodass ich mich von allen
Seiten her gefangen fühlte.
Überwältigt und fast
besiegt höre ich das
wütende Brausen.
Zwischen den schreckli-
chen Winden sprang die
Spiegelung
launisch zwischen den
einzelnen Eisblöcken
umher.*

**welche die Lichtquelle intensivierten,
sodass die Lichtstrahlen schmerzhaft und kristallklar
auf meine schon übermüdeten Augen trafen.**

Erzählungen

Kaunda

Der Botschafter Sambias ließ eine Woche lang nicht locker. Seine Anweisungen waren strikt: er durfte Florenz nicht verlassen, ohne mich nach Lusaka zu bringen.

Am 10. Januar 1989 kam ich in Begleitung von Antonio und Fulvio an. Ein Empfangskomitee begrüßte uns am Fuß der Treppe. Sofort waren wir von bewaffneten Wächtern umringt, die uns zu drei schwarzen Limousinen begleiteten. Mit großer Geschwindigkeit fuhren wir über eine Ausfallstraße, die an einem Punkt das Stadtzentrum durchquerte. Während sich die Motorradeskorte den Weg durch die Menge bahnte, konnte ich lange Schlangen von Frauen sehen, die ihre unterernährten Kinder trugen und auf die Öffnung der Lebensmittelrationszentren warteten.

Zehn Minuten später waren wir im Präsidentenpalast, umgeben von Panzerwagen und einem Labyrinth von Absperrungen. Wir stiegen aus und wurden zum Ebenholz-Salon geleitet, in dem uns der Präsident mit seinem ganzen Kabinett erwartete. Kaunda hielt eine Willkommensansprache, wobei er unsere ideologische Bedeutung für die Revolution hervorhob. Ich antwortete kurz, während Antonio für den

Fernsehsender übersetzte. In seiner überheblichen Manier wies Präsident Kaunda mit einstudierten Gesten auf uns und auf sein Publikum, wobei er Ernsthaftigkeit und Väterlichkeit verteilte, je nachdem, an wen von beiden er sich wendete. Immer hing von seiner linken Hand das lange weiße Taschentuch, welches sicherlich einen höchst persönlichen Bestandteil seiner Kleidung bildete. Das berühmte Taschentuch! Wenn er es beim Sprechen energisch bewegte oder damit durch die Luft fuhr, dann verstanden alle das Zeichen. Wenn er es beim Zuhören lange knetete, so deuteten die Anwesenden die Botschaft ebenfalls. Wenn er aber die zärtliche Geste mit einem mehrmals wiederholten „Ich sehe schon“ begleitete, so zeigte er damit entschlossene Zustimmung.

In nur zwei Tagen taten wir alles Nötige. Nur das Gespräch mit dem Sekretär der Einheitspartei nahm ein schlechtes Ende. Aber im Allgemeinen wurde offen informiert und die Probleme, die das Land durchlebte, wurden ungeschminkt dargelegt. Diese verglichen wir mit den erstaunlichsten Fakten, die Fulvio sammelte, und fügten sie der Masse an Informationen hinzu, die er aus Europa mitgebracht hatte. Kaunda zeigte uns die im Präsidialgarten friedlich weidenden Impalas. In diesem idyllischen Eden ließ ich mich weder durch die afrikanische Blütenpracht noch durch die abendliche Brise davon abhalten, die Situation wie in einem von oben gedrehten Film zu sehen: Jeder Winkel

wurde von Personen mit Funkgeräten bewacht; weiter draußen waren die Panzerwagen und die Absperungen; und noch weiter entfernt die Reservetruppen. Dahinter lag dann Lusaka, zusammengepfercht und hungrig; da lagen die verwüsteten Felder und die zum Spottpreis ausgebeuteten Kupferminen sowie die Minen für strategische Mineralien, betrieben von einer Handvoll multinationaler Konzerne, deren Fäden in weit von Afrika entfernten Punkten des Planeten zusammenliefen. Das war ein räumlicher Querschnitt; aber ich sah diesen Ort auch, wie er vor zehn, zwanzig, dreißig Jahren war, ja vor Jahrhunderten, als es noch keine Länder sondern Stämme und Königreiche gab und die Fäden in kürzerer Entfernung zusammenliefen. Ich begriff, dass dieses Regime früher oder später abgesetzt werden würde, denn seinem Willen zur Veränderung waren durch diese bunten Fäden die Hände gebunden. Trotzdem empfand ich so etwas Ähnliches wie Dankbarkeit für die Hilfe, die es bei der Befreiung Südafrikas und dem Kampf gegen die Apartheid geleistet hatte. Deshalb legte Antonio – von vornherein wohlwissend, dass unser Projekt undurchführbar war – einen detaillierten Plan für das, was zu tun sei, vor...

Am dritten Tag stiegen wir nach dem Abendessen durch einen Gang, in dem links und rechts Bilder hingen, in einen Bunker hinab. Die Bilder zeigten Mandela, Lumumba und noch viele andere Helden der afrikanischen Sache. Auch Tito und andere Per-

sönlichkeiten der verschiedenen Kontinente waren zu sehen. Ich blieb plötzlich vor einem besonderen Gemälde stehen und fragte Kaunda:

„Was macht Belaúnde hier?“

„Das ist Allende“, antwortete der Präsident.

„Nein, das ist Terry Belaúnde, der ehemalige christlich-soziale Präsident von Peru, ein nicht sehr fortschrittlicher Mann, der eher mit den Interessen des Nationalen Klubs von Lima verbunden war.“

Kaunda nahm das Bild und zertrümmerte es ohne mit der Wimper zu zucken auf dem Boden. Dann sagte er irgendetwas über Salvador Allende, aber ich achtete mehr auf die leere und ausgebleichene Stelle, die nun an der Wand entstanden war, sowie auf die am Boden zerstreuten Glassplitter. Für einen Moment kam es mir so vor, als würden in unendlichen Gängen Bilder in chaplinesker Geschwindigkeit auf- und abgehängt, so wie in einem Stummfilm; Helden und Feiglinge, Unterdrücker und Unterdrückte wurden untereinander ausgetauscht, bis schließlich an einer farblosen Wand ein leeres Vorhaben übrig blieb – das Bild der menschlichen Zukunft.

Wir erreichten den Bunker.

Während Fulvio alles bis ins letzte Detail filmte und notierte, öffnete Antonio – vornehm, ja fast metallisch – seine Mappe und trug mit Eiseskälte alle Kritiken zur Sache vor. Während er sprach, sah ich, wie sich das Taschentuch zusammenknüllte, wie

es sich dann zu verknoten begann, um genau zum Schluss der Ausführungen verlassen auf einem Tischchen zu enden. Antonio sprach gänzlich rückhaltlos, so dass jeder Politiker erschrocken wäre. Ich sah aber klar, dass alles, was er sagte, direkt mitten ins Herz traf. Mir kam es so vor, als verkörpere Antonio eine Wahrheit, die lange vor ihm begonnen hatte und sich in die Zukunft projizierte. Hinter seinen kalten Worten lag der Grund aller Dinge, für welche die Menschheit gekämpft hatte, und ich glaube, dass alle Anwesenden das auch so verstanden hatten. Kaunda war offensichtlich bewegt und konnte nicht anders, als mit seinem „Ich sehe schon“ zuzustimmen. Aber er sagte dies in einer Art und Weise und mit einer solchen Traurigkeit, als ob er sich im Spiegel seiner Seele gesehen hatte.

„Um zum Ende unserer Analyse zu kommen, die unserer Ansicht nach mit dem übereinstimmt, was wir gesehen haben, müssen wir den fünften Punkt unterstreichen, der sich auf die sofortige Auflösung der Einheitspartei sowie auf die Abhaltung pluralistischer Wahlen innerhalb eines Jahres bezieht. Dies muss von der Freilassung der politischen Gefangenen und dem Recht zur Rückkehr der im Exil lebenden Personen sowie deren Beteiligung am politischen Kampf begleitet werden. Das bestehende Pressemonopol muss allen Formen der Meinungsfreiheit Platz machen, auch auf die Gefahr hin, dass sich die Feinde der Interessen des

sambischen Volkes vorübergehend durchsetzen werden, indem sie schamlos ihre gewaltigen Geldmittel dazu einsetzen. Wir wollen auch den achten Punkt hervorheben, in dem die Durchführbarkeit einer ständigen Konferenz der sieben Länder in Betracht gezogen wird, um die Mindestpreise der strategischen Metalle auf internationaler Ebene festzulegen. Und bezüglich der Kampagne gegen Südafrika sollten die sieben Länder ihren Luftraum sperren und so die Bewegungsfreiheit des rassistischen Regimes einschränken. Wenn wir darüber hinaus von einer wahrhaft menschlichen Revolution sprechen, so müssen wir damit beginnen, den Unterdrückungsapparat aufzulösen, der – auch wenn dieser als Verteidigung gegen äußere Provokateure und ihre fünfte Kolonne gedacht war – dazu geführt hat, dass die eigenen Landsleute bespitzelt, kontrolliert, eingesperrt und erschossen wurden. Eine Revolution, die den Sinn des menschlichen Lebens verliert, hat keinen Sinn!“ Ohne die Miene zu verziehen schloss Antonio die Mappe und überreichte sie, zusammen mit einer anderen Mappe voller Berichte, Kaundas Sekretär.

Der Präsident schaute mich von seinem enormen, thronähnlichen Sofa aus an. Ich schaute tief in ihn hinein und sagte:

„Exzellenz, nichts von dem Gesagten lässt sich in die Tat umsetzen, da die aktuellen Umstände es verhindern. Nachdem wir die Situation gewissenhaft unter-

sucht haben, haben wir trotzdem ehrlich gesprochen. Ich ersuche sie und die ehrenwerten Mitglieder ihres Kabinetts darum, dass sie das von uns Vorgetragene entschuldigen können.“

Kaunda erhob sich wie ein Riese und warf sich mir ganz ungewohnt entgegen, um mich zu umarmen. Genauso taten es die Minister mit Fulvio und Antonio. In diesem Augenblick wurde ich vom Gefühl überwältigt, dass ich all das schon einmal erlebt hatte.

Wir verließen Lusaka mit einer Empfindung des Scheiterns. Kurze Zeit später erfuhren wir jedoch, dass Kaunda bedeutende Reformen in die Wege geleitet hatte. Er entließ Schritt für Schritt die politischen Gefangenen, öffnete die Pressefreiheit und löste die Einheitspartei auf. Er gab öffentlich seine Fehler zu, leitete allgemeine Wahlen ein und trat nach seiner Niederlage von der Macht ab, um sich in einen gewöhnlichen Bürger zu verwandeln.

Eine Zeitung in San Francisco schrieb folgendes: „Nachdem er sein Land 1964 in die Unabhängigkeit von den Briten geführt hatte, war Kenneth Kaunda 27 Jahre lang Präsident von Sambia. Zu seinen Gunsten können wir festhalten, dass er in seinem Kampf gegen die Apartheid in Südafrika unbeugsam blieb, und dass viele Ereignisse in jenem Land ohne seine entschlossene Unterstützung langsamer vor sich gegangen wären. Im eigenen Land sah er sich einem Berg an wirtschaftlichen Schwierigkeiten gegenübergestellt, insbesonde-

re nach dem Zerfall der Welthandelspreise für Kupfer. Anfang der achtziger Jahre verarmte Sambia zunehmend. Das durchschnittliche Pro-Kopf-Einkommen sank auf jährlich 300 Dollar, auf die Hälfte des Betrages zwanzig Jahre zuvor. Das Grundnahrungsmittel Maismehl ging langsam aus und wurde immer teurer. Zu allem Übel ist ein bedeutender Bevölkerungsteil mit HIV infiziert und das Land hat weltweit die höchste Infektionsrate. Seit September, als der Internationale Währungsfonds die Rückzahlung von 20 Millionen Dollar an Schulden forderte, wurde auch die ausländische Unterstützung eingestellt. Anfang November wurde Kaunda bei der ersten Mehrparteienwahl seit der Unabhängigkeit durch Frederick Chiluba, einem der wichtigsten Gewerkschaftsführer des Landes, besiegt. Im Unterschied zu Sese Seko Mobutu, der nach 26 Jahren an der Macht im Nachbarland Zaire die Opposition weiterhin unterdrückt, gab K. Kaunda die Macht friedlich ab.“

Ich habe Kaunda seit damals nicht mehr gesehen, aber ich weiß sehr gut, dass er sich in einigen Nächten unter seinem afrikanischen Himmel jene Fragen stellt, die ich nicht zu beantworten wusste:

„Was ist unsere Bestimmung, nach all den Mühen und all den Fehlern? Warum werden wir, wenn wir gegen die Ungerechtigkeit kämpfen, selber ungerecht? Warum gibt es Armut und Ungleichheit, wenn wir alle unter lautem Schreien geboren werden und sterben?“

Kaunda

Sind wir ein brechender Zweig, sind wir das Klagen
des Windes, sind wir der Fluss, der zum Meer strömt?
Oder sind wir vielleicht der Traum des Zweiges, des
Windes oder des Flusses, der zum Meer strömt?“

Pamphlet im Tangoschritt

Pamphlet. (Engl. pamphlet. Verkürzung von *Pamphilet*, Titel einer satirischen Komödie in lateinischen Versen aus dem 13. Jahrhundert genannt *Pamphilus seu de Amore*). Bissig-satirische Broschüre zur Verbreitung allerlei Kritiken ohne ernsthafte Grundlage.

Tango. (Wahrscheinlich onomatopoetischer Klang). Argentinischer Tanz eines ineinander verschlungenen Paares, binäre musikalische Form und Zwei-auf-Vier-Takt. International verbreitet; wurde von Hindemith und Milhaud verwendet. Strawinsky baute ihn 1918 in einem Satz seiner „*Geschichte vom Soldaten*“ ein.

Andrés betrieb die ganze Zeit Nabelschau und betrachtete in seiner Freizeit die Welt wie durch ein Schlüsselloch. Ich lernte ihn 1990 in einem „Argentinien“ genannten südamerikanischen Ort kennen. Er war also ein „Argentinier“, ein Mann des Silbers. Da er aber kein Geld hatte, fühlte er sich durch diese Kollektiv-Bezeichnung, die er ertragen musste, enttäuscht. Ich erinnere mich gut an unser erstes Treffen, wo wir uns in einem Restaurant anlässlich eines Kurses für Computergastronomie, den ich abhielt und

der mit meinem Fachgebiet zu tun hatte, einander vorgestellt wurden. Bei diesem Anlass war das von mir vorgetragene Thema „Wie man einen guten Salat ohne Öl, und ohne sich auf die falsche Fährte zu begeben, zubereitet.“

Andrés war dem guten Essen zugetan. Aber da er glaubte, dass ausschließlich in seinem Land Fleisch so gegessen wurde, wie es sich gehört, konnte er meine Aufklärung über die vielfältigen Zubereitungsmethoden von Fleisch nicht akzeptieren. Diese Kurzsichtigkeit verhinderte, dass er zu einem ausgezeichneten Kochgehilfen wurde. Gequält stand er also vor der Wahl zwischen den beiden verbleibenden Möglichkeiten und endete schließlich mit einem kaputten Magen und einem verbitterten Leben.

Andrés zufolge erlebte sein „Vaterland“ (wie er es gerne nannte) eine außerordentliche Tragödie. Sie schien mir aber nichts anderes als eine Kinderkrankheit innerhalb einer Lebensetappe der Völker, in der man keinen Mist essen sollte und in der die Ernährungsgewohnheiten strikt beachtet werden sollten. Dank dieser Vorsichtsmaßnahmen konnten die Völker des Mittleren Ostens die Schweine-Trichinellose vermeiden, die nordischen Völker Rotweintrinkern ihr helles Bier aufzwingen und später den hellen Tee gegenüber den unheimlichen Konsumenten von schwarzem kolumbianischen oder brasilianischen Kaffee durchsetzen.

Vorsicht mit dem, was du isst oder was du trinkst! Wie könnte man die Spiritualität des Ceylon-Tees (wie es herausragende Theosophen wie Bessant und Olcott ja bewiesen haben) mit diesem Kaffee vergleichen, dessen Handel nicht in den Händen der Viktorianer und Naturköstler ist? Wie kann man Margarine mit den Cholesterinquellen Butter und Öl vergleichen? Wie könnte man den nüchternen *Lemon Pie* mit dieser Vielfalt an Schinken-, Käse- und Wurstsorten der romanischen Völker vergleichen? Das wäre, wie die Eleganz der Bilder der Grandma Moses mit den Exzessen eines Goyas, Gauguins oder Picassos gleich zu setzen... Deshalb haben die Deutschen so viele Probleme, weil sie sich nicht ein für alle Mal zwischen Wein oder Bier, Hegel oder Alvin Toffler, Goethe oder Agatha Christie, Bach oder Cole Porter entscheiden. Die Geschichte beweist, wenn die römischen Kaiser vorsichtiger gewesen wären, dann hätten sie nicht jene durch das Trinken von rotem Fusel aus unhygienischen Bechern ausgelöste Katastrophe erlitten. Wir stimmen jedoch nicht mit der Auslegung überein, dass der Saturnismus und die zahlreichen Krankheiten dem Blei dieser Trinkgefäße zuzuschreiben sind, welche die Kaiser führungsunfähig machten. Aber nein, die Computergastronomie beweist, dass das Vollschlagen ihrer Mägen mit Wein und Honig für ihren Niedergang verantwortlich war... was sie auch verdient hatten! Denn sonst würde sich die Welt im-

mer noch in finsternen Epochen befinden und man würde nicht in Gallonen, Zoll, Fuß, Schritt, Meile und Fahrenheit messen. Weder wäre die wunderbare Linienführung des Rolls Royce noch der Melonenhut entwickelt worden. Niemand würde links fahren oder die Nickelbrille Lennons benutzen. Wenige würden das suggestive Wort *Shadow* aussprechen. Der Sombrero und das mexikanische Reitgeschirr hätten nicht zu den Texanern gewechselt. Der amerikanische Steppentanz würde immer noch in den Füßen der Andalusier stecken und niemand würde in Nachtclubs und bei Fernsehshows mit dem Zeigefinger aufs Publikum zeigen. Wer würde in solch einem primitiven Zustand *I am singing in the rain* anstimmen? Und wer würde Kaugummi kauen, um damit die Mundenzyme vorzubereiten und den Ptyalin-Fluss zu verbessern, um angemessen schlemmen zu können?

Es ist also klar, dass man bei Ernährungsfragen wachsam sein muss. Aber trotz aller pädagogischen Bemühungen meinerseits verstand das mein Lehrling nicht. Er blieb von den Problemen seiner kleinen Welt besessen und betrachtete alles durch die kleine Röhre einer Makkaroni. Er erklärte mir, dass sein Land in früheren Jahrzehnten ein außergewöhnlicher Ort war (ich benutze das Wort „außergewöhnlich“, denn während Andrés es aussprach, wandte er seine feuchten Kuhaugen zum Himmel und versank, langsam blinzeln, in die Melancholie eines Tangos). Genau ge-

nommen gab es eine sehr einfache Erklärung für diese kleine Krise, aber er traute sich nicht, sie auszusprechen. Statt nach einem gemeinsamen Zuhause für sein Volk strebte er nämlich danach, Teil einer Großmacht zu sein, die ihre Kraft spüren ließ. Er konnte nicht zulassen, dass mitten in einer Epoche des Untergangs der Bürokratien und des Aufstiegs der weltweiten Verflechtung die nationalen Grenzen verschwinden und das Staatsmodell des 18. Jahrhunderts zerplatzen würden. Ohne es zu wissen war er ein linker Nationalist, eine *rara avis in terris* (gemäß Juvenals Satiren), wie sie manchmal an Orten zur Welt kommt, wo sich emotionale Faktoren mit Ernährungsfragen vermischen. Selbstverständlich gehen Gefühle und Geschmackspapillen überall Hand in Hand, aber internationale Kost fügt eine Prise Illusion hinzu, welche die Ängste der Tischgäste beruhigt. Armer Tropf...! Und was für einen guten Kochgehilfen hätte er abgegeben! Leider gelang es ihm nicht, in der Gastronomie Inspiration zu finden, so wie es seinerzeit große Männer getan hatten. Hätte der berühmte Lenin nicht die Schweizer Delikatessen geschätzt, würden wir heute nicht über seine vortreffliche Definition der Moral als „eine fetischistische Sauce für ein nutzbringendes Gericht“ verfügen! Diese fabelhaft sublimierte gastrische Formulierung hat mich dazu geführt, ein Konditorei-Programm zu entwerfen, welches ich in ehrender

Würdigung als „Wladimir“ patentieren lassen werde, auch wenn der Strom des Weltgeschehens diesem Tribut nicht wohlgesonnen ist. *Noblesse oblige!*

Aber fahren wir mit unserem Thema fort. Wie alle ortsansässigen Chemiker musste Andrés zwischen zwei Möglichkeiten wählen: entweder verfolgte er fortgeschrittene Studien im Ausland oder er würde als Taxifahrer in Buenos Aires arbeiten. Viele seiner Kollegen folgten dem ersten Zweig des Flussdiagramms, der in irgendeinem Land mit guten Laboreinrichtungen, internationalen Kollegen, überragender Technologie und einem Lebensstandard endete, der einem eine sorglose Freizeitbeschäftigung ermöglichte. Das erwähnte Flussdiagramm enthielt Unterprogramme, die den Ablauf mit einem *Stopp* unterbrachen, von wo aus man *go to 1* eingeben und nach Argentinien zurück gehen konnte. Ein anderer Weg führte zu einem *Break*, wo man *end of program* eingeben konnte, was üblicherweise zur Begleitung durch eine langweilige Frau, Kinder und freundliche Nachbarn führte, die ihre neuesten und günstig erworbenen Schuhe zur Schau trugen. Der zweite Zweig, der des Taxifahrers, entwickelte sich inmitten von Konflikten eines Landes, welches anscheinend nach und nach am Verschwinden war. Dieser Teil des Diagramms mündete in einem *End* als Rentner der städtischen Transportgewerkschaft.

Sein Land hatte mehrere Nobelpreisträger in Physiologie, Chemie und Medizin hervorgebracht und es war interessant, die aristokratischen Launen dieser Wissenschaftler zu beobachten, die einen ehrbaren Beruf wie den des Taxifahrers verachteten und den ersten Zweig des Flussdiagramms wählten. Das Land hatte weltweit die Spitze kultureller Ausdrucksformen angeführt, aber auch in diesem Bereich hatten sich viele seiner Exponenten für den ersten Zweig entschieden. Diese Avantgarde in Ernährungsfragen gab sogar ihre Angewohnheit auf, ungewürztes Fleisch auf den Grill zu werfen. Sie speiste nun am Tisch, mit Tischdecken und auserlesenem Besteck. Die Kunst des Zusammenlebens begann sich bei ihnen zu entwickeln, während sie sich die Rolle von Entertainern bei eleganten Festessen aneigneten. Vom Leben gezähmt verstanden sie es, ihre Gedanken zu verbergen, so wie es sich für alle zivilisierten Menschen gehört. Auf diese Weise konnten sie die für ihre Landsleute charakteristische Unverschämtheit ablegen, die überall auf so große Abneigung stieß. Ein ähnliches Phänomen geschah unter den Sportlern. Von den Weltklasseteams in verschiedenen Sportarten wurden einzelne Sportler von steinreichen ausländischen Vereinen aufgekauft und so als Teams zerstückelt. Yankee-Filme machten einige von argentinischen Musikern komponierte

Melodien zu Modetrends und die Sowjetunion zeigte einige der argentinischen Ideologen und Aktivisten als internationale Importware vor.

Argentinien hatte sich überraschenderweise in eine Bananenrepublik verwandelt und man kannte es wegen seines Analphabetismus, seiner Dekadenz und einem langen „und so weiter“. Es war eigenartig zu sehen, wie man es mit Rockopern wie *Evita* identifizierte, mit seinem lumpigen Scharmützel mit England in der Nähe des Südpols und mit seinen blutrünstigen Militärdiktaturen. Auf jeden Fall musste man sich vor diesen Dörflern in Acht nehmen, die durch das Mückenjagen mit Aerosol das Ozonloch über ihren eigenen Köpfen vergrößerten, während sie gleichzeitig die Antarktis mit Sardinendosen, Weinflaschen und Präservativen verschmutzten. Um das Bild von diesen merkwürdigen Subjekten abzurunden, die bei der Korruption fast die Japaner, Nordamerikaner, Griechen und Italiener übertrafen, trugen ihre höchsten Behörden affenähnliche Koteletten und kleideten sich nicht gemäß den ortsüblichen Kleidungsregeln. Einige ihrer Sportgrößen wandelten sich über Nacht zu Verbrechern – dies ganz zum Erstaunen der internationalen Gemeinschaft, die sich in ihren geschichtlichen Annalen anscheinend an keinen einzigen Fall von Doping oder an andere Unregelmäßigkeiten bei ihren eigenen Sportlern erinnerte. Nicht umsonst wurden argentinische Teams bei den Weltmeister-

schaften in Mexiko oder Italien ausgepiffen! Es ist ja bekannt, dass die Sportfans über ein umfassendes und internationalistisches Urteilsvermögen verfügen, und so bestand keinerlei Zweifel darüber, dass die Reaktion eines solch auserlesenen Publikums gerechtfertigt war.

Aber aus dem Gesichtspunkt des psychosozialen Verhaltens der 30 Millionen argentinischer Bürger war die Sache noch schlimmer. Sobald sich jemand aus der Masse heraushob, wurde dahinter irgendein Verbrechen vermutet. Und wenn eine Person unwissentlich jemandem, der in Ungnade gefallen war, half, dann wurde sie direkt in die Reihe der Verdächtigen aufgenommen.

Dort wusste man, wie die Dinge wirklich sind. Wenn jemand in der Nacht also sagte „Es ist Nacht“, oder tagsüber sagte „Es ist Tag“, dann öffneten sich die Fenster der Häuser und Wohnungen weit, Lautsprecher dröhnten und aus den Polizeimegafonen sprudelte ein Engelschor, der ständig wiederholte: „Was steckt dahinter? Was steckt dahinter?“, wobei diese „Dahintererei“ die Schlauheit der Sänger bezeugte. Wie sehr hätte Torricelli diese enorme Vakuumröhre zu schätzen gewusst, in der jeder Gegenstand – ein Stück Blei und eine Feder, ein Genie und ein Idiot – mit der gleichen Geschwindigkeit den Boden erreichten!

In Buenos Aires, der Hauptstadt der Psychoanalyse, begannen die Einwohner ihre alte Lebendigkeit zurückzugewinnen. Um dabei nicht hinten anzustehen, suchte Andrés einen Seelendoktor auf. Der gute Doktor ließ ihn sich auf einer Couch ausstrecken, notierte sich die existentiellen Zweifel seines Patienten und gab ihm Ratschläge, so wie das ein Vater mit seinem Sohn tut. Daraufhin entschloss sich Andrés, den zweiten Zweig des Flussdiagramms zu wählen... Beim Verlassen der Praxis dämmerte es bereits. Er entschloss sich, in eine Kneipe zu gehen. Er bestellte sich einen Kaffee. Als man ihn aber misstrauisch beobachtete, korrigierte er sich gleich und bat um einen „Tee“. Also brachte man ihm eine Tasse mit kochend heißem Wasser drin, in dem ein gelblicher Beutel schwamm. Er schlürfte mit einer Jahrhundertruhe den Tee. Er wunderte sich, woher die Tangomusik kam, hörte aber mit einer Glückseligkeit zu, die er seit seiner ersten Teenager-Liebe nicht mehr erfahren hatte:

„...dass das zwanzigste Jahrhundert eine Entfaltung unverschämter Bosheit ist, kann wohl niemand bestreiten. Wir suhlen uns in einem Baiser und im gleichen Schlamm, wo wir alle befummelt werden ... Mach weiter, mach einfach nur weiter, dort im Ofen sehn‘ wir uns wieder...“¹

Ich kam gerade noch rechtzeitig, um diese rührselige Musik zu hören und über ihre unausgesprochene Philosophie nachzudenken, der zufolge das zwanzigste Jahrhundert das schlechteste aller Zeiten ist, schlechter sogar als die Zeitalter der Cro-Magnon-Menschen, der Java-Menschen und der Neandertaler. Und was den Schlamm anbetrifft, so könnte uns ein Blick auf irgendeinen Menschen aus dem Mittelalter diesen Punkt bildhaft veranschaulichen. Aber in all dem gab es etwas, was mich tief bewegte. Das Konditoreithema des Baisers erinnerte mich an die große australische Sängerin Melba. Bei einem Empfang stürzte sie über einen fein gedeckten Tisch, und bei ihrem Sturz riss sie Pfirsiche, Bananen, Kirschen und Eiscreme mit sich zu Boden. Nachdem sie sich befreit hatte, sammelte sie die Reste des ganzen Durcheinanders ein und servierte es vermischt in einem Gefäß. Aus die-

¹ Text aus dem Tango „Cambalache“, komponiert von Enrique Santos Discépolo, unter anderem gesungen von Carlos Gardel (Anm. d. Übers.)

sem genialen Einfall entstand der berühmte *Pfirsich Melba*. Ich erinnerte mich auch an einen unverstandenen englischen Kommandanten, der, wenn auch unzulänglich in Kriegsangelegenheiten, das Genie besaß, Dinge zwischen zwei Scheiben Brot zu stapeln. Gerühmt sei er auf ewig, der gastronomische Admiral Sandwich! Und schließlich half mir diese Sache mit dem Ofen, in dem wir uns am Ende alle wiedersehen würden, zu verstehen, wie weit wir noch davon entfernt sind, diese Situation menschlichen Zusammentreffens zu verarbeiten. Tatsächlich hatte ich hier das Beispiel eines reaktionären Chemikers vor Augen, der nichts von Mikrowellen-Küche hielt und sich deshalb entschloss, Taxifahrer zu werden.

Ich hatte nur Gelegenheit, die Hauptstadt kennenzulernen, in der Andrés lebte. Ich stelle mir aber vor, dass in den ländlichen Gebieten die Sachen ein bisschen anders sind. Dort tanzt man den Tango zwischen Kakteen, wie Rudolfo Valentino als Gaucho gekleidet, während die jungen Damen „Olé! Olé“ kreischen. Alle trinken *Mate*, was nichts anderes ist als Ananassaft mit Eis, den man durch ein Röhrchen aus einem Kürbis heraussaugt, um der tropischen Hitze des Feuerlands (wie es der Name dieser Region andeutet) zu widerstehen. Und wenn ich mich irren sollte, so ist das auch nicht so schlimm, da doch ein besagter Reagan Rio de Janeiro in Bolivien ansiedelt und einige europäische „Nordvölker“ nicht genau wissen,

wo sie die „Südvölker“ hintun sollen, und gleichzeitig keine Ahnung haben, dass es andere „Nordvölker“ auf der Weltkarte gibt, die noch nördlicher von ihnen leben. Außer ihrer geographischen Desorientierung scheinen diese Schwätzer unter Amnesie sowie unter einer fehlenden Sensibilität für die künftigen Zeiten zu leiden. Verglichen mit den Irrtümern, die wir täglich sehen und hören, verblassen meine eigenen also gewiss. Klar gibt es boshafte Fehler, welche aus den Führungsriegen der Ersten Welt schadenfroh hinausposaunt werden, damit – durch den Gegensatz – die eigenen Erfolge besser gewürdigt werden. Folgerichtig tauchen bei den weniger aufgeklärten Schichten ihrer Bevölkerung Anrufungen dieser Art auf: „Wir danken Dir für unsere Behörden und dafür, dass Du verhinderst, dass wir in eine solch schreckliche Lage wie jene dieser armen Südvölker geraten, die uns das Fernsehen täglich zeigt. Halleluja, Halleluja!“ All das ist ein gutes Geschäft für diese Regierung, für die Sensationspresse und für die Bürger, die mit der Güte ihrer Gebete die Erniedrigungen in den versteckten Winkeln ihrer postindustriellen Seelchen kompensieren. Aber diese kalkulierten Ablenkungen sollten korrigiert werden, denn eine zivilisierte westliche Welt – Japan mit eingeschlossen – hat die Pflicht, sich bei der Manipulation der Bilder selber Grenzen auferlegen. Es darf

doch nicht sein, dass irgendwas schief läuft und wir mit dem Hut in der Hand raus müssen, um bei den Wilden um Hilfe zu betteln.

Ich wollte mich von dem Taxifahrer mit der gebotenen Distanz verabschieden. Er aber überschritt die Grenzen meiner Privatsphäre, indem er sich auf mich stürzte und mich hin und her zu schütteln begann, wobei er meine Wangen zwischen seine Zeigefinger und Daumen klemmte. Ohne mich loszulassen sagte er mit seinem nach Alkohol riechenden Atem: *„Hey Fettwanst, du bist echt ein Schlitzohr. Mit deinem Fraß-Betrug hast du mehr Weiber und Knete, als du jemals brauchen kannst. Und ich bin stattdessen Taxifahrer, dem es knapp zu Kaffee und Butterbrot reicht! Pass auf die Bullen auf, du Schuft, und verpiss dich endlich, kapiert?!“* Ich verstand wenig von seinem Jargon, aber ich nehme an, er drückte seinen Respekt vor meinem Beruf aus. Danach umarmte er mich und aus irgendeinem Grund musste er in mein Schulterpolster beißen, auch wenn ich annehme, dass es eine Anspielung auf eine bestimmte Redensart war, die er auf mich bezog und deren Sinn sich mir entzog. Etwas wie: *„Geh,*

*erzähl deine Märchen einem anderen, du Drecksker!*²

Das war nicht der gewohnte, eher schwermütige und fleißige Andrés. Das war *Doktor Jekyll*, der sich bei meinem Anblick in *Mister Hyde* verwandelte und versuchte, mich mit seinem Ausbruch zu schockieren. Er zeigte seine Freundschaft durch angriffiges Verhalten. Er drehte die Wörter um und stellte die Welt auf den Kopf, um nur ja keinen Deut nachgeben zu müssen und um die durch mich repräsentierten kulturellen Formen herauszufordern. Im Grunde schien er mir ein Ästhet zu sein, der Buñuels Surrealismus und Fellinis Groteske nahm, um beide im *Lunfardo* Slang zu vermischen. Aber alles fand ein Ende, als sich der eigensinnige Grobian davonmachte und mir dabei vulgäre Wörter zuschrie, die er mit Gesten begleitete, die den grobschlächtigsten Kneipenwirt in Liverpool erröten lassen würden... Oh, was ich alles da durchmachen musste! Ich brach sofort zum Flughafen auf.

Während ich über die Pampas flog, dachte ich nochmals über die vergangenen Tage nach und versuchte dabei zu verstehen, warum Andrés und seine

² Im spanischen Original steht hier „Andá a cantarle a Gardel, gordo morfaalmohadas!“ Morfaalmohadas bedeutet wörtlich Kissenfresser, wobei der Begriff im Lunfardo (Slang aus Buenos Aires) in spöttischer oder abschätziger Weise für homosexuelle Männer verwendet wird. Wörtlich hieße der Satz also „Geh, sing doch Gardel etwas vor, du fetter Kissenfresser“. Gardel, der für viele Argentinier der beste Tangosänger aller Zeiten war, etwas vorzusingen, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Der gesamte Ausdruck bedeutet in ungefähr also: „Geh, erzähl deine Märchen einem anderen, du Drecksker!“ (Anm. d. Übers.)

Landsleute mich immer argwöhnisch betrachteten. Ich begriff, dass diese Kerle mit ihrer Polizeistaat-Mentalität – den Erfindern des Personenidentifizierungssystems mittels Fingerabdrücke – durchaus wussten, was ich bei den verschiedenen Gelegenheiten über sie dachte. Ich befürchtete, dass, wenn sie ihre Häupter wieder erheben würden, sie unter dem Vorwand von irgendwelchen Hygienevorschriften all meine Rezepte auf ihrem Territorium verbieten würden. Bald darauf beruhigte ich mich beim Gedanken an ausstehende Verpflichtungen mit Leuten aus der zivilisierten Welt, die meinen Gourmet-Stil besser akzeptieren konnten. Da erinnerte ich mich zufrieden an die Rezepte des Meisters Brillat-Savarin, die jetzt durch meine Computergastronomie verbessert wurden.

Kaum hatte ich ein Handzeichen gegeben, kam die Stewardess mit einem übervoll mit kulinarischen Köstlichkeiten beladenen Wagen an. Zwischen rosafarbenen Wolken fliegend machte ich mich also an eine ausgewogene Mahlzeit. Aber eine merkwürdige Unruhe machte sich in meinem Inneren breit, als ob sich *Mister Hyde* in der regnerischen Atmosphäre eines Tangos mir nähern würde. Für einen Moment beschlich mich ein Zweifel, schließlich aber bat ich meine Odaliskinnen um eine Flasche Rotwein. Mit jedem Glas, das meine Lippen erreichten, fühlte ich, wie sich die Schriftrollen des alten Omar Khayyam entrollten:

Pamphlet im Tangoschritt

*Ob in Bagdad oder Balch dein Leben sich erfüllt,
Ob süß oder bitter dein Becher überquillt –
Schlürf tief, denn nach unsrem Tod wandelt noch oft
Zwischen neu und voll sich des Mondes Bild.
Ein Becher Wein, eine Sammlung von Versen,
Gerade genug, ein halbes Brot, nichts mehr.*

*Wenn's heißt, ein Paradies mit Huris winkt,
Lob' ich den Wein, den man auf Erden trinkt.
Verschmäh solch Versprechung, lebe jetzt,
Denn von fern nur schön die Trommel klingt.*

Der Fall Poe

*Wie durch einen Spiegel
ergab er sich, alleine, seinem vielschichtigen
Schicksal als Erfinder von Albträumen.
Vielleicht, von der anderen Seite des Todes aus,
errichtet er noch einsamer und stärker,
herrliche und grässliche Albträume.*

Edgar Allan Poe, von J. L. Borges

Ich glaubte immer, dass der Ursprung der Fantasien der Autoren von Science Fiction in den embryonalen Vorstellungen lagen, welche sich in der Atmosphäre eines bestimmten geschichtlichen Augenblicks entwickelten und dort gleichermaßen die Philosophen, Gelehrten und Künstler berührten. Viele solcher, später durch den technologischen Fortschritt bestätigten Vorwegnahmen hatten eher mit der Entwicklung dieser unfertigen Ideen als mit wirklichen Zukunftsvisionen zu tun. Jules Verne hatte mit ziemlicher Genauigkeit den Abschussort für die erste Mondreise berechnet. Ebenso stellte er sich die *Nautilus* angetrieben durch eine Energie vor, die man zu späterer Zeit nutzbar machte. Gleiches könnte man von Bulwer-Lytton und der Elektrizität sagen, ebenso

wie von zahlreichen anderen Autoren, die überraschend genaue Vorhersagen machten. Genauso würde man viele der heutigen Schriftsteller eines Tages als Visionäre betrachten, wenn die Anti-Schwerkraft, die Fortbewegung mittels Lichtstrahlen oder die Existenz von Androiden praktische Wirklichkeit würden.

Ich dachte immer, dass der Versuch, solche Vorhersagen mit hellseherischen Fähigkeiten zu erklären, ebenso lächerlich wäre, wie wenn man die gleichzeitige Erfindung des Klaviers telepathischen Fähigkeiten zuschreiben würde, welche Cristoforis angeblich mit einigen seiner Zeitgenossen teilte, die 1718 alle an der Entwicklung des Clavichords arbeiteten. Die Tatsache, dass die mathematischen Berechnungen von Le Verrier mit den teleskopischen Beobachtungen übereinstimmten, die Galle 1846 machte, ließ mich bei der Entdeckung von Neptun über die gemeinsamen Anstrengungen von vielen Mathematikern und Astronomen nachdenken, die sie – von begründeten Vermutungen über die Existenz des Planeten und nicht von verdeckten Zwängen bewegt – in dieselbe Richtung unternahmen. Ich stellte mir auch vor, dass, wenn ich eine Liste der eingetroffenen und fehlgeschlagenen Vorhersagen von Science-Fiction Autoren erstellen müsste, die zweite Gruppe weitaus größer wäre als die erste. Es wäre auch außergewöhnlich, wenn sich unter den Tausenden von Büchern und geschriebenen Seiten nicht eine einzige von den Au-

toren gemachte Vorhersage bewahrheiten würde, oder sich aber alle irren würden und sich alle Träume als falsch herausstellten. Es war damit wie mit so vielen Dingen in unserem vom Zufall bestimmten Leben, in dem wir dazu neigen, uns nur an das zu erinnern, was sich bewahrheitete. Selbst im Pessimismus wollen wir einen Erfolg erzielen, indem wir unter so vielen Geschehnissen die erwartete Quote an Unheil bestätigt finden.

So war meine Art, die Welt zu sehen – jedes Mal, wenn mir irgendein Aberglaube begegnete, stütze ich mich auf die Wahrscheinlichkeitsrechnung. Das war auch meine Haltung, als man aus Poe eine Art literarischen Hexer machen wollte. Viele seiner Leser waren leicht zu beeindruckende Personen, die sein Magnetisieren, seine ominösen Raben, seine grünlich-trüben Atmosphären für Dinge hielten, die tatsächlich geschahen. Häufig hörte ich Geschichten über seine hellseherischen Fähigkeiten, über seine Vorhersagen von später eingetroffenen Schiffbrüchen, über seine Beschreibungen von Särgen, die bei deren Öffnung Spuren verzweifelter Erstickungskämpfe zeigten, so wie er es voraus gesagt hatte. Und diese Geschichten waren genau von jener Art, die in mir eine spezielle Abneigung hervorrufen.

Aber seit einiger Zeit hatten sich die Dinge geändert. In bestimmten unheimlichen Nächten, in bestimmten, vom Widerschein eines blassen Mon-

des durchtränkten Räumen, glaubte ich den Hauch zu verspüren, den er in seinem dunklen Herrenhaus ausatmete, während er Vorgänge auslöste, die mit dem übereinstimmten, was er geschrieben hatte. Andere Male kam es mir so vor, als handele es sich nicht um ein dämonisches Wesen, sondern um ein in den Banden der Zeit gefangenes Geschöpf, das dieses finstere Netz durchbrechen wollte, um andere Leben zu retten. Heute glaube ich, dass er Einzelheiten von Geschehnissen kannte, die eintreten würden und die er nicht ändern konnte, weil die unglücklichen Protagonisten noch gar nicht geboren waren. Ich denke auch, er wollte, dass jemand all das klar stellt, was ich weiter unten erzähle. Ich habe Poes Druck nachgegeben und alle Tatsachen festgehalten, die von jedem objektiven Forscher überprüft werden können – doch damit breche ich hier die unheilvollen Bande zu ihm ab. Wenn zwei Funker an unterschiedlichen Orten und in verschiedenen Zeitzonen ein Gespräch beenden, dann tun sie das gewöhnlich mit dem Spruch „Over and Out!“. Also heißt es nun over and out, lieber, trauriger Poe. Ich weiß es und ich empfinde es deutlich: Beim Schreiben dieser Zeilen spüre ich, wie meine kindliche Besessenheit ausgetrieben wurde. Wenn ich in Zukunft ein verlassenes Haus besuche, mich in eine Zisterne hinein lehne oder einen finsternen Wald durchquere, so glaube ich nicht, dass ich dieses besessene Wehklagen erneut vernehmen wer-

de, das mich bei meinem Namen ruft... „Reynolds, Reynolds“. Denn ich weiß nun, wem diese sterbende Stimme gehört, die mich seit meiner Kindheit verfolgte. Wie dem auch sei, ich werde versuchen, so nah wie möglich bei Margaret zu sein, wenn sie diese unverständliche Geschichte liest, damit sie nicht in Versuchung gerät, sich ihr gesamtes Leben als den Vorwand eines fremden Willens vorzustellen, so wie eine einfache Antenne, die dazu gebaut wurde, die Kommunikation zwischen unterschiedlichen Zeiten und Orten zu erleichtern.

Alles begann bei einem gesellschaftlichen Anlass.

„Hast Du Poe nicht gelesen?“ – fragte mich Margaret im Vorbeigehen.

„Doch, als ich klein war.“

„Dann solltest Du ihn aufmerksam lesen, denn du würdest feststellen, dass er von dir spricht.“

„Wie, von mir?“

„Ja, von Reynolds. So heißt Du doch?“

„Ja und? Das ist, als würde er von Smith sprechen... Was soll das?“

„Das weiß ich nicht, aber da taucht dieser Name auf.“

Nach ein paar Tagen schlug ich in einem Namensverzeichnis des Gesamtwerks des Autors nach, aber nirgendwo tauchte „Reynolds“ auf. Ich sah ein, dass sich Margaret geirrt hatte. Aber nun hielt ich bereits mehrere Biographien über Poe in meinen Händen.

Obschon sie sich bezüglich der meisten Aspekte seines verängstigten Lebens einig waren, so wiesen diese Biographien doch beachtliche Unterschiede bezüglich seiner Todesumstände auf. Diese Tatsache weckte meine Neugier. Schließlich verblieb ich mit vier unterschiedlichen Versionen.

I

„Mit dem Tod seiner Gattin begannen seine Anfälle von *Delirium Tremens*, hervorgerufen durch seine häufigen Trunkenheitszustände. Man findet ihn an einem Oktobertag 1849 sterbend auf Zuggleisen.“

II

„Doch am Tag, als das Eheband durch den Tod seiner von Tuberkulose besiegten Frau zerstört war, hatte der Dichter keinerlei Kraft mehr zu leben. Niedergedrückt durch seine Trauer und mit versiegten kreativen Quellen, konnte er sie gerade mal zwei Jahre überleben. Als er anlässlich einer Vortragsreise in Baltimore weilte, fand man ihn mitten auf der Straße sterbend im Morgenrauen eines Oktobertages.“

III

„Er befand sich zufällig in Baltimore, wo er auf einer Reise von Richmond nach Fordham, New York Halt gemacht hatte. Dort wollte er seine bevorstehenden Hochzeit mit Sarah Elmira Royster vorbereiten, seiner

großen Jugendliebe, mit der er sich nach dem Verlust seiner ersten Gattin Virginia Clemm verheiraten wollte.“

IV

„Unterwegs von Philadelphia erreichte er im September 1849 Baltimore. Eine Verspätung des Zuges, der ihn zu dieser letzten Stadt bringen sollte, war für ihn verhängnisvoll. Am 29. September besucht er einen Freund in einem beklagenswerten Trunkenheitszustand. Fünf Tage später – Tage, die ein vollkommenes Mysterium und eine Lücke in seiner Biographie darstellen – wird ein anderer Bekannter informiert, dass jemand, der „Herr Poe sein könnte“, bewusstlos und betrunken in einer Gaunerkneipe von Baltimore liege. Es war gerade Wahlkampfzeit und da war es üblich, dass die Kandidaten ihre Wähler kostenlos mit Alkohol abfüllten. Diese Wahlbecher waren möglicherweise die letzte Wahl Poes. Er wurde in ein Krankenhaus überstellt, aber sein Tod war nicht mehr zu verhindern.“

So sammelte ich Hinweise, Vermutungen und bibliographische Referenzen, bis ich ein Bild von Poes Tod zusammensetzen konnte, das er durchaus selbst gezeichnet haben könnte. Die Wahrheit ist wie folgt: Am 29. September kommt er in Baltimore an. Es steht nicht fest, ob er an diesem Tag einen Freund besucht

hat oder ob eine politische Gruppierung seine Krise herbeigeführt hat. Es folgt eine mehrtägige Lücke, bis man ihn am 3. Oktober bewusstlos in einer Taverne in der Lombard Street auffindet. Von dort überstellt man ihn ins Washington Hospital, wo er bis zum Ende im Delirium bei verschiedenen Gelegenheiten nach einem unbekanntem „Reynolds“ ruft. Im Alter von 40 Jahren stirbt er am 7. Oktober um 3 Uhr früh. Wohl um eine unbekannte Schuld zu sühnen, errichtet ihm die Stadt Baltimore am 17. November 1875 ein Denkmal.

Zwischen all den unterschiedlichen Meinungen kann ich als gesichert annehmen, dass Poe wiederholt schreiend nach der Gegenwart eines „Reynolds“ verlangte. Dieser Name, welcher die vage Erinnerung von Margaret bestätigte, führte mich auf die Spur eines noch außergewöhnlicheren Ereignisses als das der Todesumstände des Schriftstellers. Mein logischer Gedankengang war einfach. Gehen wir mal davon aus – sagte ich mir –, dass das angsterfüllte Rufen nach Reynolds irgendeinen Sinn gehabt hätte. Wer war diese Person also? Der einzige „Reynolds“ von Bedeutung, den ich im Zusammenhang mit dem Leben und Werk Poes gefunden hatte, war der Polarforscher, auf dessen Schilderungen er sich stützte, um seinen einzigen Roman zu verfassen: *Die denkwürdigen Erlebnisse des Arthur Gordon Pym aus Nantucket*. Ab da kam ich nicht weiter. Also versetzte ich mich in die Denk-

weise, die Poe durch sein sonderbares Werk *Eureka* vermitteln wollte. Indem er sich dort mit der deduktiven Vorgehensweise Aristoteles und der induktiven Vorgehensweise Bacons auseinander setzt, öffnet er die Schleusen zu dem, was er „Intuition“ nannte, womit er vielleicht schon Bergson selbst vorweg nahm. In Wirklichkeit wusste ich, dass diese Vorgehensweise unhaltbar war, aber sie stellte eine Form des Denkens und Fühlens dar, die zweifellos der gewohnten und schöpferischen Form Poes entsprach. Ich folgte also diesem Faden und versetzte mich in eine fantasierende Situation hinein, wobei ich versuchte, die geistigen Gewohnheiten Poes in mir nachzubilden. Dann versetzte ich mich in die Szene, in der er nach „Reynolds“ ruft, und vertiefte mich alsdann in das Studium der *Denkwürdigen Erlebnisse des Arthur Gordon Pym*.

In dem Roman ist das eindrucklichste Bild das der Katastrophe der Brigantine *Grampus*. Nachdem nur noch vier Überlebende auf dem treibenden Schiff verbleiben und sie kurz davor stehen, an Trinkwasser- und Lebensmittelmangel zu Grunde zu gehen, einigten sie sich darauf, das Los entscheiden zu lassen.

„Peters ergriff mich endlich bei der Hand, und ich riss gewaltsam meine Augen auf. Ein Blick auf die Züge Parkers überzeugte mich, dass ich gerettet, dass er dem Tode geweiht sei. Ich rang nach Atem und fiel bewusstlos nieder. Ich erwachte früh genug wieder aus meiner Ohnmacht, um dem Schluss der Tragödie und

dem Tode dessen, der sie hauptsächlich verursacht und nun ihr Opfer wurde, beiwohnen zu müssen. Er leistete nicht den geringsten Widerstand und fiel, als Peters ihn in den Rücken gestochen hatte, sofort tot zu Boden. Die grauenvolle Mahlzeit, die nun folgte, will ich nicht beschreiben. Worte haben nicht die Kraft, ihre unerhörte Abscheulichkeit darzustellen. Es mag genügen, wenn ich sage, dass wir, nachdem wir an dem Blute des Opfers unsern brennenden Durst gestillt hatten, übereinkamen, die Hände, die Füße und den Kopf abzuschneiden und samt den Eingeweiden in die See zu werfen, und dass wir dann den Körper Stück für Stück während der vier auf immer in mein schauerndes Gedächtnis gegrabenen Tage, dem 17., 18., 19. und 20. Juli, verzehrten.“³

Richard Parker hatte unter den Vieren den kürzesten Holzsplitter gezogen und wurde umgehend geopfert. Seine drei Kameraden ernähren sich tagelang von seinem Körper. Hernach werden sie vom Schoner *Jane Guy* gerettet. Das ereignet sich im Juli 1827.

Ich wusste nicht, in welche Richtung ich weiter machen sollte. Da ich noch nicht einmal wusste, wonach ich suchte, machte ich weiter, wie bei der Sache mit Reynolds und suchte nach der Vorgeschichte. *Die denkwürdigen Erlebnisse des Arthur Gordon Pym* wurde 1838 in New York veröffentlicht. Also machte

³ Übersetzung von Hedda Eulenberg, erstmals erschienen bei J.C.C.Bruns in Minden, 1901

ich mich daran, nach der Quelle zu suchen, welche diese Szene inspirierte. Dabei beabsichtigte ich, mich später an weitere Szenen desselben Buches zu machen und nach deren Vorgeschichten zu suchen, um so den gesamten Roman durchzugehen. Aber ich musste nicht sehr weit gehen. Ich fand lediglich zwei Fälle von Kannibalismus im Zusammenhang mit einem Schiffbruch. Der Erste von ihnen hatte sich 1685 bei der Saint Christopher-Insel der Antillen ereignet. Eine Gruppe von Schiffbrüchigen zog das Los und als Ergebnis dieses Späßes verspeisten sie einen Kameraden. Nach ihrer Rettung wurden sie vor Gericht gestellt und gehängt. Dies konnte Poe durchaus als bibliographische Grundlage zur Inspiration seines Bildnisses genutzt haben, aber die Pinselstriche waren viel zu grob dafür. Ich fuhr mit dem zweiten Fall fort und wie hätte ich nicht überrascht sein können, als ich feststellte, dass es sich nicht um eine Inspirationsquelle sondern um das unverfrorene Plagiat einer tatsächlichen Begebenheit handelte.

Die Jacht *Mignonette* erleidet Schiffbruch. Die vier Überlebenden sterben fast an Hunger und Durst. Sie beraten sich und planen, das Los zu ziehen, ändern dann aber ihre Meinung, da einer von ihnen keine Familie hatte, die er unterhalten musste. Sie töten ihn und ernähren sich einige Tage lang von Richard Parker, bis sie vom Schiff *Moctezuma* gerettet werden. Es

ist unnötig zu sagen, dass das im Monat Juli geschah. Sie werden vor ein Gericht gestellt und verurteilt, aber angesichts der Umstände verschont man ihr Leben.

Die Quelle ist bis zum letzten Detail klar. Im Roman ist zum Beispiel einer der Überlebenden mit dem Mord nicht einverstanden. Und dies ist ausgerechnet Gordon Pym. Im tatsächlichen Fall gibt es einen Seemann namens Brooks, der ebenfalls nicht einverstanden ist, und der – auch wenn er sich letztlich am Festschmaus beteiligt – nicht vor Gericht gestellt wird. Die zahlreichen Symmetrien – die Anzahl der Beteiligten, ihr Verhalten, die spätere Rettung, der Monat, in dem sich alles ereignet, ja sogar derselbe Name und Vorname des Opfers, Richard Parker – weisen zum Schluss auf mehr als eine zufällige Übereinstimmung hin. Aber selbst jetzt, da ich zweifelsohne die Quelle kannte, aus der Poe seine Geschichte entnommen hatte, tappte ich bezüglich der Wichtigkeit, welche er dem Namen Reynolds in seiner Todesstunde anscheinend gab, immer noch im Dunklen. Meine Entdeckung war interessant. Ich gelangte zu ihr, indem ich einer *Intuition* folgte, welche der geistigen Gewohnheit entsprach, die ich in Poe gesehen zu haben glaubte. Trotzdem blieb mir der Grund für diese Aufregung in seinen letzten Tagen unverständlich. Was drückte er mit dieser Angst aus? Scheinbar lag der Schlüssel dazu im Roman, aber ich verstand den Punkt immer noch nicht.

Entschlossen, der Sache auf den Grund zu gehen, suchte ich mir das Buch, in welchem der Fall der *Mignonette* beschrieben wird. Meine Suche in Buchhandlungen blieb erfolglos, aber in der Bibliothek des Britischen Museums wurde ich fündig. Ich suchte nach dem Datum, an dem sich der Zwischenfall ereignet hatte. Als ich dieses schwarz auf weiß vor mir sah, verspürte ich unweigerlich den Schauer, der Poes Figuren immer wieder kalt den Rücken hinunter läuft: Juli – 1884! Es geschah 35 Jahre nach dem Tod des Dichters. 44 Jahre nach der Erstveröffentlichung von *Die denkwürdigen Erlebnisse des Arthur Gordon Pym* und 57 Jahre nach dem Datum, an dem sich die Ereignisse in Poes Roman abspielen. Das machte keinen Sinn. Ich vertiefte mich in die damaligen Zeitungen und fand alles über das Gerichtsverfahren. Ich machte Photokopien der *Flying Post* von Devon vom 3. und 6. November 1884 und der *Exeter and Plymouth Gazette* vom 7. November 1884. Ich grub weiter und man gestattete mir, die Prozessakten des Verfahrens zu kopieren, in denen viele weitere Einzelheiten auftauchten. Die Yacht *Mignonette* war ein 19-Tonnen-Schiff, das 1600 Seemeilen von Kapstadt entfernt Schiffbruch erlitt. Die einzigen Überlebenden waren Thomas Dudley, der Kapitän; der erste Offizier, Stephens, 31 Jahre alt, und der 38-jährige Matrose Brooks. Mit ihnen war ein Junge, der 17-jährige Richard Parker. Letztgenannter trank Meerwasser und

erkrankte schwer. Nach drei Wochen beschlossen sie, dass einer sterben musste, und so wurde Parker von Dudley mit einem Messer erstochen. Im Gerichtsverfahren gelang es den Geschworenen nicht, ein Urteil zu fällen, und deshalb wurde der Fall an den Königlichen Gerichtshof in London verwiesen. Sie wurden nach der Zahlung einer Strafe von 50 und 100 Pfund freigelassen.

Nein, eine solche Reihe von Fälschungen unter Einbeziehung von Zeitungen und Gerichtshöfen, so dass sich die Geschehnisse einem Roman anpassten, war unmöglich. Also suchte ich weiter, aber diesmal in umgekehrter Reihenfolge. Ich nahm mir die monatliche Zeitschrift vor, die Poe leitete und die von Thomas W. White herausgegeben wurde: den *Southern Literary Messenger aus Richmond* (die Ausgaben vom Januar und Februar 1837). Danach untersuchte ich die New Yorker Ausgabe des Romans von 1838 und die vielen weiteren Ausgaben, von denen viele vor dem wirklichen Fall von 1884 erschienen waren. In allen waren weder Namen noch Umstände verändert worden.

Ich betrachtete die Situation nochmals. Vor dem Tod Poes verloren sich seine Spuren für einige Tage, und danach tauchte er im Delirium wieder in unserer Dimension auf. Er rief nach Reynolds, damit dieser versuchen solle, die Geschehnisse zu verändern, welche Poe im Voraus gesehen hatte. Dies war aber zwei-

fach unmöglich, denn Reynolds war bereits vor ihm gestorben und die Hauptdarsteller der Katastrophe waren noch nicht einmal geboren. Poe befand sich also zweifellos im Delirium – oder aber er hatte das Bedürfnis, all das Geschehene zu bezeugen? Wenn dem so wäre, dann hatte der Dichter die gute Margaret auserwählt, um mir seine Botschaft zukommen zu lassen, die er als Flaschenpost vor mehr als 140 Jahren in die Wellen der Zeit geworfen hatte, in Baltimore, am Tag seines Todes, dem 3. Oktober 1849.

Fiktionen

Fiktionen

Software und Hardware

*Oh Newton, Newton! Was hättest Du geträumt,
wenn Du den Apfel gegessen hättest?*

Lieber Michel,

in wenigen Minuten verlasse ich das olympische Dorf in Oslo. Ich möchte, dass Du Dich an mich als einen guten Freund erinnerst, auch wenn Dich – wie Du mir einmal gestanden hast – diese „Monstrosität“ schockiert hat, die Du immer an meinem Verhalten beobachtet hast. Hiermit lege ich diese Erinnerungsfragmente in deine Hände, in der Hoffnung, dass du in ihnen die eine oder andere der vielen Erklärungen finden kannst, die ich dir schulde. Ich mache das aus Dankbarkeit für die beachtliche Zeit, in der du mich – diesen unverständlichen und ungewöhnlichen Schüler – ertragen musstest.

Heute gratuliere ich dir dafür, dass du den größten Turner aller Zeiten hervorgebracht hast! Wenn Du in Zukunft feststellst, dass es deine Jungs nicht schaffen, meine Bestmarken zu übertreffen, dann versuche bitte, nicht zu hart mit ihnen ins Gericht zu gehen.

Weder diese noch andere Jungs auf der ganzen Welt könnten das schaffen. Jede Wahrscheinlichkeit spricht dagegen.

Au revoir!

Die Absurdität der universellen Gravitation

Wie eh und je war da das Gesetz der Schwerkraft. Ich wusste, dass irgendwann einmal, auch wenn es nur für ein einziges Mal wäre, diese kleine Formel über den freien Fall von Körpern in der ersten Sekunde, $g = 9,78\text{m/s}^2$, nicht zutreffen würde. Unter den Fallgesetzen interessierten mich besonders jene, welche sich auf den Raum und die Geschwindigkeit bezogen. Das erste dieser Gesetze besagte: *Der zurückgelegte Weg ist proportional zur verstrichenen Zeit im Quadrat.* Das Zweite besagte: *Die Fallgeschwindigkeit ist proportional zur während des Falls verstrichenen Zeit.* Deshalb habe ich eine beachtliche Zeit mit Untersuchungen dieses wissenschaftlichen Widersinns verbracht – angefangen vom Schüler, der mit den Experimenten schiefer Ebenen und Atwood's Apparaten arbeitete bis hin zum heutigen Kernphysiker. Zuerst gab es die Heißluftballons und die Flugzeuge. Dann die Raketen, welche die Erdumlaufbahn verlassen konnten. Da gab es das fliegende Gitter von Minkowski, welches mittels Ionenantrieb abhob; die Supraleiter und die gegensätzlich gerichteten elektromagnetischen Felder

als Verheißung des Antigravitationsantriebs. Von Leonardos Flugmaschine über den ersten Flugapparat der Gebrüder Wright folgte ich dem roten Faden, der in nächtlichen Träumen seinen Anfang nahm und in Märchenbüchern endete. So war es mir ein Leichtes, Saint Exupéry's *Kleinen Prinzen* und Richard Bachs *Möwe Jonathan* als Werke zweier Individuen zu deuten, die sich im außerliterarischen Leben derselben Beschäftigung des Fliegens widmeten und beide davon besessen waren, sich von $g = 9,78\text{m/s}^2$ zu befreien.

Ebenfalls fielen mir Italo Calvinos *Sechs Vorschläge für das nächste Jahrtausend* in die Hände. Der Autor empfiehlt den zukünftigen Generationen von Schriftstellern „Leichtigkeit“ und zitiert dabei Cyrano und Swift, wobei der eine zum Mond flog und der andere die Insel Laputa mit Hilfe eines Magnets in der Schwebelage hielt. Er erwähnte Kundera und sieht in *Die unerträgliche Leichtigkeit des Seins* vielmehr die unvermeidliche Schwere des Lebens. Am Ende sagte er: „...es stimmt, dass die *Software* die Kräfte ihrer Leichtigkeit ohne das Gewicht der *Hardware* nicht ausüben könnte, aber es ist die *Software*, welche die Befehle gibt und auf die Außenwelt und die Maschinen einwirkt.“ Allein diese Wahrheit hätte ihn in letzter Konsequenz dazu führen können, die Arbeit am menschlichen Körper – betrachtet als bloße *Hardware* einer intelligenten *Software* – als „entnaturalisiert“ einzustufen. Wie alle Intellektuellen kannte Calvino

den eigenen Körper nicht aus der Praxis und konnte nicht verstehen, dass er dank der Arbeit am eigenen Körper die von ihm gesuchte Leichtigkeit erreicht hätte.

Die Maschine beginnt zu arbeiten

Von klein auf nahmen sie mich zu Wettkämpfen und Turnieren mit, aber ich war noch nicht alt genug, um beim Geräteturnen zugelassen zu werden. Deshalb verbrachte ich Stunden mit den lächerlichen Übungen der Schwedischen und Dänischen Gymnastik sowie der Kallisthenie – alle geleitet von Lehrern, die perfekt zu diesen Aktivitäten passten. Sie waren entweder alt, dick oder glatzköpfig, zumindest aber erschienen sie in T-Shirts, ausgelatschten Turnschuhen und übergroßen Hosen, die ihnen bis zu den Knien reichten. Diesen Erfahrungen verdanke ich sicherlich meine Abneigung gegen Sportkleider, die in Verbindung zu bestimmten kulturellen Stilen stehen, wie den riesigen Golf- und Reithosen oder den Fußballshorts oder gar den Shorts von Rugby-Spielern mit ihren riesigen Hinterteilen. Sie alle wurden später in Form von monströsen Bermudashorts oder als ihre nächste Verwandte, der Faltenrockhose, zum Modetrend. Welche Überraschung würden mir Jahre später die Begegnungen mit dänischen Meisterturnern bereiten, die die dänische Gymnastik kritisierten, mit der ersten Reihe

der US-Amerikanischen Mannschaft, die sich über die Bermudashorts lustig machte und mit den deutschen Turnerinnen, die die Faltenrockhosen hassten. Das ist einfach eine „gemeinsame Sensibilität“, sagte ich mir dann und war mit dem Universum wieder versöhnt.

Eines Tages, nach dem „Körperausbildung“ genannten Unterricht, versteckte ich mich im Umkleideraum. Dann strich ich durch lange, krankenhaushähnliche Flure und gelangte zu einer Treppe. Ich stieg empor und kam auf einem Balkon an, der zur Beobachtung der Wettkämpfe gedacht war. Ich konnte eine breite, in Dunkelheit gehüllte Tribüne erkennen. Ich stellte mich in eine gut geschützte Ecke und schaute in die mir verwehrt Hauptturnhalle. Ich sah das Paradies! Mit riesigen Spiegeln ausgekleidete Wände, Kletterseile, Trapeze, Stufen- und Parallelbarren, Pauschenpferde, Ringe, Trampoline... alles war da. Matten so weit das Auge reichte, Trampoline, die jeden Sprung zum Flug werden ließen, gepolsterte Sprunggruben, um deinen Fall nach einer misslungenen gefährlichen Pirouette aufzufangen. Aber das Wichtigste von allem war die Spitzenmannschaft, die im Kreis um den Trainer stand, der wie ein Verrückter brüllte: „Die Punktevergabe setzt sich aus Kraft, Geschwindigkeit, Gleichgewicht, Rhythmus, Stehvermögen, Reaktion und Eleganz zusammen. Wer irgendetwas davon nicht beherrscht, verliert ein Zehntel, was so viel heißt wie: er verliert! Und du,

Kartoffelsack! Beim Geräteturnen werden nicht Tore, Punkte oder Ähnliches wie bei belanglosen Sportarten zusammengezählt, sondern es werden Punkte abgezogen. Es gibt für jeden Fehler, den du machst, Abzüge.“

Monate vergingen, und gleich an meinem Geburtstag zeigte ich dem Türhüter meinen Ausweis und sah, wie sich die Schwingtür vor mir öffnete, als ich siegesgewiss eintrat. Wie Morgenluft strömte der Geruch von Bohnerwachs, Magnesium, Harz und Maten in meine Lungen. Kaum hatte ich den polierten Holzboden betreten, als mich eine Hand am Hosensbund in die Luft hob. „Dir fehlen die Fersensbänder an den Hosen!“, kreischte er und schon wurde ich aus der Turnhalle befördert. Dieses Geburtstagsgeschenk werde ich denen noch heimzahlen! Am nächsten Tag nahm ich einen erneuten Anlauf und diesmal beachtete mich niemand mehr.

Damals begann ich unter der Führung eines Sportlehrers, der mich in die Kategorie „Junioren, Anfänger“ einstuftete, richtig zu trainieren. Unter seiner Leitung begann eine Gruppe von zwanzig Anfängern untereinander darum zu kämpfen, nicht als untauglich aussortiert zu werden. Sechs Monate später waren wir noch fünf aus der Anfangsgruppe. Wir wurden an einen anderen Trainer weitergegeben, während der Erster eine neue Gruppe bekam. Wir fünf bildeten einen Halbkreis um unseren neuen Folterknecht, der damit begann, einen nach dem anderen von unten

nach oben anzuschauen. „Dir fehlen die Fersenbänder!“, schrie er mich an. Da sie an der Innenseite der Hosen angenäht waren, zog ich sie also runter und führte sie unter den Turnschuhen durch.

„Jetzt sag mir deinen Vornamen. Keine Familiennamen. Hier gibt es nur Vornamen, Alter und bisherige Erfahrung.“

„René, siebeneinhalb, zwei Jahre bei dieser *Sache*.“

Der Sportlehrer machte tellergroße Augen. Und als ich wiederholte, dass der bisherige Sportunterricht eine „Sache“ war, wobei ich mich weigerte, sie „Gymnastik“ zu nennen, traf ihn ein Pfeilschuss *in cuore*. Ab sofort war ich sein bevorzugter Schüler und ich begann doppelt so hart zu arbeiten als die anderen der Gruppe, wobei ich immer wieder als Beispiel dafür diente, was man nicht machen sollte. Diese Herausforderung nützte mir mehr als alles Training. Von Anfang an gefiel mir seine harte Form, ohne zuckersüße Scheinheiligkeit. Denn schließlich wollten sie Champions heranziehen und ich wollte, dass mein Körper zu meinem liebsten Spielzeug würde.

Der Zurückgebliebene und die Fliege

Von meiner Geburt bis zum vierten Lebensjahr war ich ein zurückgebliebenes Kind. Meine Reflexe waren ungenügend und ich musste jede Tätigkeit ein ums andere Mal wiederholen und beherrschte sie erst, als

ich sie auch begriff. Nehmen wir als Beispiel, dass ich ein Bauklötzchen holen sollte. Gleichgültig, wie oft man mir diese Aktivität zeigte, es kam immer gleich raus, nämlich schlecht. Ich wiederholte alles, als wäre es zum ersten Mal, und aus diesem Grund lernte ich auch lange nicht zu sprechen. Ich erinnere mich, wie mich meine Eltern ermunterten, „Mama“ und „Papa“ zu sagen. Ich aber sah nur ihre riesigen Mäuler, hörte ihre Laute und spürte ihre sonderbaren Wünsche.

Eines Tages setzte sich mir eine Fliege ins Gesicht und flog dann davon. Ich spürte einen Unterschied zwischen der Empfindung, die mir blieb und jener, welche das Insekt in der Luft mit sich forttrug. Als ich seinen Flug begriff, beschloss ich, dass meine Hand sie fangen könnte. Ich tat dies dermaßen schnell, dass die Kinderschwester schreiend aus dem Zimmer lief, um allen die gute Nachricht zu verkünden. Als ich aber mit drei Jahren zu laufen begann, machte ich so schnelle Fortschritte, dass ich innerhalb kürzester Zeit in der Lage war, an den ungewöhnlichsten Orten das Gleichgewicht zu halten. Ich glaube, etwas Ähnliches geschah, als ich die Gliederung der Sprache begriff. Erst, als ich dazu bereit war und die bedrückte Atmosphäre um mich herum spürte, setzte ich die Sprachmaschine in Gang, und zwar täglich schneller und geschickter.

Damals war die Theorie des „Heranreifens“ der Nervenzentren in Mode. So gelangte man zu der Ansicht, dass ich zwar normal, aber langsamer als erwartet „herangereift“ sei. Um einem Rückfall in die Idiotie vorzubeugen, schickte man mich zum Sprach-, Theater-, Musik- und Kallisthenie-Unterricht. Wenn die Absicht dieser guten Leute war, mich an das Bildungssystem zu gewöhnen, so funktionierte das nicht. Bis zum vierten Lebensjahr war es unmöglich, da ich zurückgeblieben war, und ab dem fünften war es zu spät, da ich die wichtigsten Funktionen bereits in die eigenen Hände genommen hatte.

Als ich in die Schule kam, fiel ich in den befürchteten Schwachsinn zurück, denn ich hatte keine Lösung dafür, dass „zwei“ dasselbe wie „eins plus eins“ war. Ehrlich gesagt verstehe ich das bis heute nicht. Wie kann man sagen, zwei unterschiedliche Vorstellungen seien gleich? Das ist für mich ein vollkommenes Mysterium. Die Situation verbesserte sich ein wenig, als sie mir erklärten, dass sie nicht *gleich* sondern „äquivalent“ seien, und so begann ich das System von Konventionen zu verstehen, das sie verwendeten.

Aber ein Problem blieb bestehen: sie konnten von mir nicht verlangen, den Lektionen über die Nationalhelden aufmerksam zu folgen, solange die Lehrer für mich lebendige und offene Bücher waren. In ihren Stimmlagen, Körpergesten und -bewegungen sowie in ihren Gemütsschwankungen konnte ich die

Geschichte von den Weichtieren bis Napoleon durchleben. Später konnte ich dieses Problem lösen, indem ich lernte, mit jeder Hand etwas anderes zu schreiben. Mit der Linken fasste ich die Lektionen zusammen, während ich mit der Rechten meine Beobachtungen bezüglich jeder Muskelbewegung und jedes Atemzugs des jeweiligen Lehrers notierte. Zum Schluss konnte ich das tagtäglich machen, und zwar ohne etwas aufzuschreiben. Allmählich konnte ich gleichzeitig darauf achten, was eine Person erklärte und ebenso auf ihre besondere Situation, wobei sich beides natürlich als Gesamtheit präsentierte.

Adrenalin und griechische Tragödie

In der Schule stürzte ich mich auf alle Spiele und trieb sie bis zur Spitze, umgeben von tollpatschigen Kameraden, die schon beim ersten Versuch müde wurden. Auch interessierte ich mich bis zum siebten Lebensjahr für alle Sportarten. Aber als ich in die Kategorie „Junioren, Anfänger“ aufgenommen wurde, begann ich die Gedanken an die faserigen Muskeln des Athleten, an die nachgiebigen und reaktionsarmen Muskeln des Schwimmers ebenso wie an die Muskelpakete der Boxer und Gewichtheber zu verwerfen. Ein gewisser Respekt blieb mir nur für die beim Stabhochsprung erreichte Höhe und für das Turmspringen, auch wenn man beim ersten die Höhe mit Hilfe einer Stan-

ge erreicht und beim zweiten Pirouetten vollführt, während man wie ein Stück Blei herunterfällt. Klar war, dass alle Sportarten eine ungleichmäßige Ausbildung der Muskulatur bewirkten, oder aber einem Körperteil auf Kosten eines anderen Geschwindigkeit verliehen. Alleine das Kunstturnen erzielte das, wonach ich suchte. Es ging dabei nicht nur um spezielle Ernährungsweisen, tägliche Übungsstunden oder ausreichenden Schlaf, sondern um die Präzision eines Programms, um den Körper zu steuern.

Diesen Grundgedanken weitete ich mit der gebotenen Vorsicht auf andere Tätigkeiten aus. Wenn ich meinen Theater- oder Musikmentoren gesagt hätte, dass mein letztlisches Interesse darin bestand, meinen Körper in das hochperfekionierte Instrument eines Programms zu verwandeln, hätten sie gedacht, dass es sich dabei um einen weiteren meiner witzigen Einfälle handelte. Sie konnten nicht verstehen, dass selbst meine Späße dem gleichen Ziel dienten. Wenn ich also an der Rolle schliff, mit der ich mich in eine Szene hineingab, oder beim Komponieren in die Notenzeilen hineinsprang, so stimmte ich in Wirklichkeit jeden Muskel und machte mir jedes innere Organ bewusst. Einmal, in der *Medea* von Euripides, stand ich auf der Bühne und gab als Jason am Ende folgendes von mir: „O Zeus, sieh her, wie sie mich behandelt, dies scheußliche Untier eines Weibs! Als Zeuge rufe ich dich auf, wie sie mir die Berührung

der Leichname meiner Geliebten verwehrt!“. Warum applaudierte das Publikum meiner Darbietung mit solcher Begeisterung? Ich sage es klar und deutlich: weil ich es verstand, Glukose, Insulin, Adrenalin und Hormone in den schauspielerischen Ausdruck einfließen zu lassen.

Aus der Musik zog ich das Verständnis für den inneren Rhythmus der Bewegungen. Am Anfang diente mir ein Metronom dazu, die Scherspreizen vor- und rückwärts und die Kreisflanken auf dem Pauschenpferd zu regeln. Dann begann ich ein paar Melodien vor mich hin zu summen, während ich mich an den Ringen in den Handstand stemmte. Danach benutzte ich Ausschnitte von Orff während der Wettkampf-Pflichtübungen. Schließlich programmierte ich die Kürübungen und fühlte, wie mein Körper Zwölfton-Befehle ausführte, bei denen jeder Muskel ein anderes Instrument darstellte, die alle in einer einzigen Sinfonie harmonierten.

Mir kam es so vor, als seien die Sowjets auf der Suche nach etwas Ähnlichem. Ich beobachtete sie tagelang in Video-Zeitlupen und erkannte in ihren Bewegungen Prokofjews Maschinismus. Sie waren allerdings immer noch in der körperlichen Etappe, die Musik als objektive Unterstützung zu nutzen. Noch waren sie nicht zur mentalen Funktion durchgedrungen, welche das musikalische Bild auf die Körperbewegung überträgt. In einfachen Worten würde ich sagen,

dass sie mit der Wahrnehmung arbeiteten, während ich Tag für Tag die Vorstellung externalisierte. Gleichwohl waren sie die führende Mannschaft ihrer Zeit, indem sie Tanzbewegungen in die eher traditionellen Herangehensweisen einfügten. Ihre Technik stieß anfänglich während der Wettkämpfe bei den westlichen Wettkampfrichtern auf Widerstände. Aber im Laufe der Zeit setzte sich diese Schule durch, bis sie in den Wettkämpfen alles andere hinwegfegten. Durch ihren Einfluss und dem Einbezug des Frauen-Kunstturnens bewirkten die Rumäninnen schließlich diesen Durchbruch, der die Welt sprachlos machte.

Im Alter von dreizehn Jahren war ich Jugendmeister in allen Disziplinen und trainierte bereits, wie ich von den visuellen Sinneseindrücken unabhängiger werden konnte. Mit verbundenen Augen wechselte ich von Gerät zu Gerät, während ich die Abstände mit meinen inneren Sensoren maß, während die Musik das ihrige beitrug. Damals lernte ich, dass der Anlauf, um Geschwindigkeit für den Sprung übers Pferd und beim Bodenturnen aufzunehmen, nicht auf Zehenspitzen erfolgen durfte, so wie es beim Turnen gelehrt wurde, sondern vielmehr von der vorderen Fußsohle aus, wobei man mit den Beinen einen imaginären Kreis beschreibt, dessen Durchmesser in Abhängigkeit der Distanz zum Absprungpunkt verkleinert wird. Und die Sprünge selbst mussten einer Sequenz aus Ferse-Sohle-Zehenspitzen folgen, um diese langen

und schwebenden Bewegungen zu bewirken, die man zuvor nur bei Balletttänzern wie Nijinsky gesehen hatte und die von den Ballettkritikern seiner Zeit als „unmögliche Flüge“ bezeichnet wurden. Es waren eigentlich noch keine Flüge, sondern einfache Bewegungen, an denen die Muskeln von den Abduktoren über die Rectus- und Vastus-Muskeln der Oberschenkel bis hin zu den Bändern der Sprunggelenke beteiligt waren.

Die Ausdauer war ein anderer wichtiger Aspekt, den ich vervollkommnete. Dabei verbesserte ich die Fähigkeit zur Sauerstoffaufnahme, ebenso wie die Abgabe von Kohlendioxid und Milchsäure, und ich erhöhte die Leistung verschiedener stark beanspruchter Organe wie Lunge, Herz, Leber und Nieren. Auf der Basis der Dauer- und Intervallmethode arbeitete ich an der allgemeinen anaerobischen Ausdauer, so wie sie Hegedüs verstand. Diese verleiht – im Gegensatz zur Ausdauer in einer punktuellen Muskelgruppe – Ausdauer unter dem Eingehen einer Sauerstoffschuld, was für Geschwindigkeit und plötzliche Belastungen nützlich ist. Nachdem ich aber das Verhalten einiger Sportler beobachtet hatte, konnte ich mich davon überzeugen, dass der durch falsch geleitetes Training verursachte Sauerstoffmangel im Gehirn bei ihnen zur Minderung einiger Funktionen führte. Deshalb konzentrierte ich mich auf meine Atmung, indem ich sie darauf trainierte, immer regelmäßig zu bleiben und

meine körperlichen Bewegungen ständig wie ein Pendel zu begleiten, wobei ich durch die Nase ein- und zwischen den Zähnen ausatmete. Ebenso wenig ließ ich zu, dass mein Herz die von mir „aerobe Zusammenbruchsschwelle“ genannte Grenze überschritt, die ich auf 180 Pulsschläge pro Minute festlegte.

Mit Paranoia kommt Ihr nicht sehr weit!

Von Zeit zu Zeit forderten mich sowohl die Nationale Sportkommission als auch der große Meister Michel regelmäßig dazu auf, den Nationalturnern ein paar Tipps zu geben. Dieses Mal würde ich das für das Team machen, das vor der Reise nach Brüssel zum Wettkampf für die regionale Qualifikation stand.

Ich begann in der Hauptturnhalle vor der im Halbkreis formierten Gruppe von Sportlern zu sprechen. Sie hörten zu und machten sich Notizen, während ich ihnen die klassischen Ideen erklärte, um eine gute Punktzahl für das zu bekommen, was die Wettkampfrichter „Eleganz“ nannten. Für sie war Eleganz gleichbedeutend mit gradgestreckten Beinen und Händen, geschlossenen Oberschenkeln, erhobenem Haupt, abgesenkten Schultern und klar akzentuiertem Anfang und Abgang.

Aber ich fügte hinzu, dass dies nur die äußere Hülle des Kunstturnens sei und dass die Griechen, als sie die Olympischen Spiele erfanden, dem Körper die

Seele verliehen. Und so entwickelten die Philosophen ihre Ideen in den Sportstätten und sowohl Maler wie Bildhauer inspirierten sich dort, indem sie die körperlichen Formen als Bezugspunkt nahmen. Für sie war der Körper nicht bloßes Objekt der Natur, wie das bei den Tieren der Fall war, sondern er war etwas, das es menschlich zu machen galt. Aber ich unterbrach schon bald die Ansprache, als ich die aus Geltungssucht und Überheblichkeit stammende aufgeregte Ungeduld meiner Zuhörer wahrnahm. Jegliche Betrachtung meinerseits schien ihnen unnützlich, wenn sie nicht ausschließlich ihren unmittelbaren Interessen diene. Selbstverständlich wollten sie alle als außergewöhnliche Wesen anerkannt werden.

So stand ich also vor diesen Schnöseln, die sich als Übermenschen fühlten. Ich wusste sehr wohl, dass in ihren trüben kleinen Köpfen der unmögliche Traum von Wettkampfsiegern Gestalt annahm. Das ging etwa so: Wenn man einen immer langsameren Fall bewirken kann, dann kann man in einer vorgegebenen Wettkampfsequenz immer komplexere Übungen einbauen. Etwas Ähnliches geschah mit Virtuosen auf anderen Gebieten. Houdini, zum Beispiel, trainierte immer härter, um dem Gefangensein zu entkommen, indem er versuchte, bestimmte physische Grenzen zu durchbrechen. In seinem Fall war es ein Kampf zur Überwindung des Gesetzes der Undurchdringbarkeit der Körper, während es sich bei unseren schneidigen

Jungs um einen Kampf gegen $g = 9,78\text{m/s}^2$ handelte. Beim Versuch, die Auswirkungen dieser Paranoia etwas abzuschwächen, wollte ich sie von diesem – zumindest für sie – unerreichbaren Traum abbringen.

Also sagte ich: „Rotierende Massen neigen dazu, sich von ihrer Achse zu entfernen, wobei die Zentrifugalkraft proportional zum Quadrat der Geschwindigkeit der Rotation ist. Am Äquator ist die Zentrifugalkraft $1/289$ von g . Da 289 dem Quadrat von 17 entspricht und wenn die Kreisbewegung 17 Mal schneller als die Rotationsbewegung der Erde ist, dann gleicht diese Bewegung g aus. Die Rotation beträgt 1.665 km/h, weshalb man 28.305 km/h erreichen muss, um in die Erdumlaufbahn zu gelangen. Nun aber, Jungs, wenn ihr am Reck eine Riesenfelge macht: welche Durchschnittsgeschwindigkeit erreicht ihr dabei? Ungefähr 60 km/h. Alles ist Zentrifugalkraft, da die Reckstange praktisch keine Schwerkraftwirkung hat. Wenn dein Gewicht 75 kg beträgt, dann übst du bei 60 km/h eine Kraft auf das Reck aus, welche 300 kg entspricht. Wenn du dich für den abschließenden Salto loslässt, kannst du weitaus höher als die Reckstange gelangen und drei gehockte oder zwei gestreckte Saltos machen. Es gibt dabei einen toten Punkt, bei dem du weder steigst noch fällst. Und wann tritt das ein? Logischerweise in der Mitte der Reihe von drei gehockten oder zwei gestreckten Saltos. Und welche Höhe hast du dabei? Selbstverständlich die höchste, und zwar ober-

halb der Reckstange. In diesem Augenblick beträgt dein Körpergewicht Null. Aber die Schwerkraft sorgt dafür, dass du in weniger als einer Sekunde den Boden berührst, da du dich in weniger als 9,78 Metern Höhe befindest. Also, Ihr herrlichen Cherubim: wie könnt Ihr unter diesen jämmerlichen Bedingungen fliegen? Zunächst einmal müsstest du sechs gehockte oder vier gestreckte Saltos machen können, und das ginge nur, wenn du eine Geschwindigkeit von 120 km/h erreichen würdest. Somit würde dein Gewicht auf 600 kg anwachsen, welches du mit deinen Händen halten müsstest, ohne dabei zu früh loszulassen. Und selbst dann würdest du nach dem Erreichen von mehr als neun Metern Höhe wie ein Stein zu Boden fallen. Wenn du dann beim zweiten Salto zu viele Schrauben machst, dann würde das zu einer Auflösung der Kräfte führen, ähnlich wie bei einem Kreisel, wenn die Zentrifugalkraft den Wert g erreicht. Diese Schrauben müssten ferner mit einer solchen Geschwindigkeit durchgeführt werden, dass du dabei alle Kleider verlieren und dir überdies sämtliche Knochen brechen würdest. Selbstverständlich wäre da die Elastizität der Reckstange selbst, die zwar den Abgang begünstigen würde, aber trotzdem wärest du in weniger als einer Sekunde auf dem Boden. Zu allem Überfluss hat noch niemand mehr als zwei gestreckte Abgangs-Saltos mit Schrauben geschafft. Somit wird diese eine Sekunde vor dem Fall niemals überschritten werden.

So behaltet euch eure Träume – Träume, von denen die größten Kunstturner verfolgt wurden – für jene Momente vor, in denen ihr eure großen Tierschädel nachts auf dem Kopfkissen ausruht. Schlagt euch also den Mythos von einer Verlängerung der maximalen Schwebzeit aus dem Kopf. Mehr habe ich nicht zu sagen!“

Sie schauten mich hasserfüllt an. Denselben Hass hatte ich in den Augen der Physiker gesehen, wenn man ihnen die Grenzggeschwindigkeit von 299'792 km/s unter die Nase rieb. Jedermann weiß das und so erklären sie es ihren Studenten. Aber mit welchem Recht kommt jemand daher, um darauf herumzureiten? Sicher sagt ihnen eine innere Stimme, dass diese Begrenzung eines Tages in tausend Teile zerspringt. Im Gegensatz zu den Turnern gewähren Physiker keinen Einblick in ihre geheimen Wünsche, es sei denn, sie strecken in einem schwachen Moment die Hand aus und beißen in Newtons glänzenden Apfel oder in einen von Römers Sternäpfel (je nachdem, ob es um Schwerkraft oder um Lichtgeschwindigkeit geht).

Als ich meine Präsentation beendet hatte, holte ich einen selbstgebastelten, digitalen Kraftmesser hervor und befestigte seine Klemmen an den Haupthalterungen der Reckstange. Dann bat ich sie, auf der Anzeige genau zu beobachten, wie das Gewicht mit zunehmender Geschwindigkeit anstieg. Ich sprang an die Stange, machte einen Aufschwung zur Vertikalen

und begann mit Riesenfelgen, wobei ich sie laut vorlesen ließ. Im Chor bestätigten sie: „280... 290... 150... 90... 50...“

Hierauf sprang ich in den typischen doppelten Salto mit Schraube und landete auf den Zehenspitzen und kerzengerade auf der Matte. Gemäß dem Gerät *verringerte* sich das Gewicht in dem Maße, wie die Umdrehungen schneller wurden – was natürlich absurd war. Da aber niemand etwas fragte, war klar, dass sie an eine Fehlfunktion des Kraftmessers glaubten. Also beschränkten sie sich darauf, Notizen von der korrekten Übung zu machen, womit der theoretisch-praktische Vortrag beendet war.

Diese seltsame Vibration

Ich verwendete lange Zeit darauf, meinen Körper in eine Art Klangbild zu verwandeln. Jede einzelne Körperzelle würde von innen heraus schwingen und diese Vibration als Erstes zur Reckstange hin aussenden, dann an die Spannelemente, von diesen zum Boden und schließlich zu den Wänden und zur Luftmasse der Turnhalle. Es ging darum, die Seele der Musik in den schönsten Ausdruck körperlicher Eleganz zu übersetzen. So wie bei einer Gitarre, die vom Pulsschlag einer Saite gerührt mitschwingt und ihre Stimme durch Resonanz mit anderen Objekten und dem menschlichen Ohr überträgt, wobei in diesem Fall

mein Körper das Instrument wäre. Nebenbei würde die aussendende Quelle bei der Übertragung der Vibration an die umgebenden Körper einen Rückstoß erfahren.

So brach der heutige Tag an, an dem sich die olympischen Spiele in ein Kunstereignis verwandeln sollten. Ich werde an dieser Stelle nicht alles schildern, was sich im Verlauf des Tages, an dem ich an allen Turngeräten die höchste Punktzahl erreichte, zugetragen hatte. Ich werde nur das Ende erzählen, das für meinen Geschmack den besten Teil darstellt.

Unter dem Schweigen des Publikums, den Erwartungen der Wettkampfrichter und der anderen Kunstturner sowie der Aufmerksamkeit von Millionen Fernsehzuschauern ging ich langsam zum Reck. Ich streifte mit meinen Sportschuhen über ein Stück Harz, um beim Abgang von der Matte nicht auszurutschen. Dann rieb ich meine Hände mit Magnesiumpulver ein, um jegliche Transpiration zu absorbieren. Ich nahm die Anfangsposition unter dem Reck ein und hängte mich an die Stange, wobei ich tief einatmete. In wenigen Sekunden führte ich verschiedene Übungen vor und kam zum Ende der Reihe. Aus der Vertikalen heraus begann ich die Riesenfelge. Bei den ersten 90 Grad war ich schon eingestimmt. Bei 180 Grad begannen die Wellenbewegungen von innen heraus zur gesamten Muskelmasse hin. Bei 270 Grad begann das Reck zu vibrieren, wobei es meinen

inneren Vorstellungen folgte. Bei 360 Grad war ich wieder vertikal und eine Welle begann sich zu den Spannelementen und dem Boden der Sporthalle hin auszubreiten. Ich begann die zweite Felge mit einer ungeheuren Geschwindigkeit, während ich meine geistigen Mechanismen folgendermaßen umkehrte:
„.ebehfua tfarklagufirtneZ eniem hcrud hci eid ,tsi enej ,tlhäz eid ,tfarkrewhcS egiznie eid dnu tsi eshcA eniem kceR sad ad –, (B²nis 88170500,0 + 75520199,0) iP = g sedargnetierB sed suniS sed tardauQ muz lanoit roporp eis tsi edrE red llaF mi – githciwnu iebad tsi ,tshcäu nih neloP ned uz rotauqÄ mov eid ,gnuginuelhcseB red gnubeihcsreV eiD .²(R/a+1) g = (R/a+1) /1 g = 'g novow ,²(a + R) :²R :: g : 'g ,tmminba thciweG niem dnerhäw ,tiekgidniwhcseG eid hci ehöhre iebaD .thegkcüruz dliB niem dnerhäw, sträwrov repröK ned hci egeweb darG 09 ieB,,

Aber schon bei 180 Grad fügte ich die Sinfonie hinzu, die ich für diese Gelegenheit ausgesucht hatte. Ich wusste, dass sie vom Publikum leicht wiedererkannt würde. „Ein Zugeständnis“, dachte ich mir, „aber es ist besser, wenn wir uns alle amüsieren.“ Während ich gerade meine Berechnungen anstellte, hatte ich den dritten Satz der Sinfonie bereits schnell gehört und gelangte zum vierten, wobei ich den Bariton und die vier Stimmen hinter mir gelassen hatte. Das Reck bewegte sich wellenförmig. Die Spannelemente, der Boden und die Wände begannen die Übertragung zu

verstärken. Also ersetzte ich nach der großen Fermate der geistigen Partitur die menschlichen Stimmen durch Blechbläser. Indem ich alles in Es-Dur transponierte, explodierte *Der Chor* von Beethoven mit strahlenden Tönen, in denen weder konventionelle Chöre noch Blechbläser wiederzuerkennen waren. Die ganze Halle wurde von Musik überflutet. Wie von Federn emporgeschwungen sprang das Publikum von seinen Sitzen auf. Die Notizzettel der Wettkampfrichter flogen durch die Luft und einige Kunstturner fielen rücklings mit ihren Hinterteilen auf Matten, Holzboden und Magnesiumbehälter.

Ich durchlief eine weitere 360-Grad-Position und freute mich über die lächerliche Ode von Schiller, die von Beethoven vertont wurde: „*Der Cherub steht vor Gott! Wollust ward dem Wurm gegeben!*“ während es im Original in anderer Reihenfolge angeordnet war: „*Wollust ward dem Wurm gegeben, und der Cherub steht vor Gott!*“⁴ Die herrlichen Cherubim wälzten sich auf ihren mit Magnesium eingepuderten Hintern wie klägliche Würmer auf dem Boden...

Endlich, bei 270 Grad der zweiten Felge, sprang ich in den Abgang, und indem ich mich wie ein Kreisel in raschen Schrauben drehte, stieg ich im gestreckten

⁴ Der Autor bezieht sich vermutlich darauf, dass in der spanischen Version von Beethovens Chor des 4. Satzes der 9. Sinfonie die Reihenfolge der beiden Sätze aus Schillers Gedicht vertauscht wurde (Anm .d. Übers.).

Salto hoch, wiederholte das noch drei Mal bis zum toten Punkt in mehr als zehn Metern Höhe über dem Boden. Ich begann dann zu sinken, wie die Raumkapseln, die langsam auf dem Mond landen. Nach fünf langen Sekunden landete ich auf den Zehenspitzen auf der Matte und beendete so die Übung. Ich nutzte die allgemeine Fassungslosigkeit und stahl mich davon, während irgendjemand zeterte: „Stellt die Musik leiser! Ihr habt eine außergewöhnliche Darbietung mit euren Hochleistungslautsprechern gestört! Welch Idioten!“

Jetzt bin ich hier in meinem Zimmer und schreibe diesen Brief mit der rechten Hand fertig, während ich mit dem Zeigefinger der linken Hand versuche, die Holzplatte des Schreibtisches zu durchdringen. Und ich frage mich: Muss ich das Gesetz der Undurchdringbarkeit akzeptieren, nur weil mir die Wahrnehmung nahelegt, dass dort, wo sich ein Körper befindet, kein anderer sein kann?

Die Jägerin

Das Radioteleskop von Monte Tlapán

Shoko Satiru, die Leiterin des Observatoriums beendete ihren Arbeitstag, als die Uhr leicht summt. Es war 21 Uhr. Sie schlüpfte aus ihrem Arbeitsoverall und erinnerte sich, dass Pedro bald ankommen würde. Seit zwei Jahren wiederholte sie an jedem Dienstag dasselbe Ritual: Nachdem sie mit der Einstellung des Radioteleskops fertig war, legte sie ihre glänzende gelbe Hülle ab, brachte die Frisur in Ordnung und verglich ihre asiatischen Gesichtszüge mit denen der Fotografie, die sie genau in der Ecke des Spiegels angebracht hatte. Sie bewunderte dieses aztekische Gesicht, das ihrem eigenen so ähnlich sah, jedes Mal aufs Neue. Das Bild der *Jägerin*, wie es die Archäologen getauft hatten, war vor 700 Jahren in harten Stein gemeißelt worden. Es war das Profil einer Frau, die einen rechteckigen Gegenstand in der Hand hielt, aus dem ein sehr feiner Stab herausragte, den die Fachleute als Jagddolch identifizierten. Darüber hinaus konnte niemand brauchbare Auskünfte über die merkwürdige Kleidung oder die Kopfbedeckung geben. Sie stellten lediglich fest, dass es sich dabei um einen alten aztekischen Feder-Haarschmuck handeln könnte, der aber dem unkundigen Auge bloß wie flatterndes Haar im

Wind vorkam. Shoko lernte Pedro an der archäologischen Fundstelle kennen. Als er ihr damals ein Foto der *Jägerin* schenkte, murmelte er sehr langsam: „Jetzt weiß ich, wer du bist“. Dieser Satz war der Beginn einer überglücklichen Beziehung.

Shoko machte sich wieder einmal bereit, um in Begleitung ins Dorf zu gehen. Gleich würde sie den heranfahrenden Wagen auf dem Schotter hören, wie er die letzte Steigung zum Vorplatz des Observatoriums überwand. Pedro würde am Eingang ankommen und das Wachpersonal würde ihn über einen Monitor beobachten. Pedro würde sich kurz mit ihm unterhalten, und kurz darauf wären er und Shoko gemeinsam dort unten, eingehüllt in eine warme Sternennacht.

Aber dieses Mal war das Dienstags-Ritual aus den Fugen geraten. Ohne die übliche Unterhaltung über den Monitor stieg Pedro bis zur Kuppel empor. Die Metalltüren öffneten sich und er trat rasch ein.

„Shoko, Du musst das reparieren lassen. Wenn wir es in die Stadt schicken, wird es Tage dauern, bis das wieder richtig funktioniert. Du hast hier allerhand Werkzeug und weißt, wie man das macht. Ohne die Fernbedienung müssen wir das Tor zur Ausgrabungsstelle immer von Hand auf- und zumachen“. „Na klar“, antwortete sie, „Klar.“ Sie stellte die Lautstärke der Monitore leiser, nahm dann die Fernbedienung und brachte sie zu einem Arbeitstisch. Instinktiv

nahm sie den gelben Arbeitsoverall vom Haken und war in einer Sekunde reingeschlüpft. Sie löste ihr Haar und begann, mit den Geräten zu arbeiten.

„Ein Kurzschluss hat ihr den Rest gegeben“, murmelte sie kaum hörbar. Die Störung war in der Anzeige des Oszilloskops klar ersichtlich. Während sie den beschädigten Transistor austauschte, flogen die Fantasien Pedros von Lippen und Keuchen zur Haut und glühender Nähe von sich findenden Körpern...

„Wir müssen die Sendefrequenz wieder neu einstellen, damit sie auf 4 Meter, 4 Zentimeter und 5 Millimeter anspricht.“ Als brillante Telekommunikationsingenieurin arbeitete sie außerordentlich engagiert, weshalb sie vom Konzern im fernen Japan so sehr geschätzt wurde. „Stell Dir vor, kein einziger Chip, dieses primitive Transistor-Spielzeug funktioniert gerade mal auf wenige Meter Entfernung, während wir mit dem Radioteleskop Signale aus einer Entfernung von Tausenden von Lichtjahren empfangen... 4 Meter, 4 Zentimeter, 5 Millimeter, ein bisschen mehr als 168 Megahertz. Fertig!“

Sie zog die Antenne der Fernsteuerung heraus und drückte den Einschaltknopf. Sofort flackerten die Lichter des Laboratoriums auf. Man spürte einen dumpfen Schlag in den Kuppel-Motoren und die Parabolantennen des Radioteleskops begannen langsam zu rotieren, auf der Suche nach einer Botschaft von den Sternen. Während die Raumbeleuchtung

abnahm, flackerten die Monitore intensiv. Vielleicht wegen dieses Kontrasteffekts hatte Pedro die Empfindung, Shoko in einem Stroboskop-Tunnel zu verlieren. Erfasst von einem blauen elektrischen Wind schien sie sich mit der Funksteuerung in der Hand zu entfernen. Aber schon im nächsten Augenblick beruhigten sich die zwanzig Monitore und zeigten das Profil der *Jägerin*.

Eine Menschenmenge strömte in kürzester Zeit in die Kuppel, wobei sie anfänglich wie angewurzelt vor den Monitoren verharrte. Dann versuchte das Personal die Steuerung des Radioteleskops zu betätigen, welches aber wegen dem Stromausfall unbeweglich blieb. Die Telefone klingelten und diverse Observatorien behaupteten, dass die Bildübertragung von der menschlichen Figur tatsächlich von dort, vom Radioteleskop am Monte Tlapán stammte. Und tatsächlich waren verschiedene auf der ganzen Welt verteilte Beobachtungsstationen miteinander verknüpft, so dass jede dieselben Bilder anzeigte, die an einem Ort entdeckt wurden. Trotz des Spannungsabfalls sendete Monte Tlapán weiter an seine Schwesterstationen. Unklar dabei war aber, wo der Ursprungsort des empfangenen Bildes der *Jägerin* lag. Acht Minuten nach Beginn der Störung stellte sich der normale Stromfluss wieder her, und damit verschwand das Bild. Auf den zwanzig Monitoren stellten sich wieder die stellaren Wellenlinien der verschiedenen Radioteleskope dar.

Shoko streifte sich den Arbeitsoverall ab. Gefolgt von Pedro stieg sie rasch zum Vorplatz hinunter. Das Auto fuhr los, während sie nervös die Fernbedienung und die Fotografie festhielt, die sie aus der Kuppel mitgenommen hatte. In der warmen, sternenklaren Nacht begann der Wagen zu den fernen Lichtern des Dorfes hinunter zu fahren.

Das schwache Gedächtnis

Sie schwiegen, bis sie in das weiträumige Landhaus eingetreten waren.

„Ich habe eine Folge von Lichtblitzen beobachtet, die denen ähnlich sind, welche die Stroboskope in den Diskotheken erzeugen, wobei die Tänzer sich in „Sprüngen“ zu bewegen scheinen. In diesem Fall war es deine Silhouette, die sich schnell zum Rhythmus von blauen Lichtblitzen zu entfernen schien.“

„Aber was sagst du da, Pedro? Du sprichst von einer Frequenz von annähernd 16 Zyklen pro Sekunde. Unsere Monitore können kein Signal in diesem Frequenzbereich senden.“

„Vielleicht. Aber ich weiß, dass ich einen starken Ozongeruch wahrgenommen habe und gleichzeitig die Empfindung hatte, von einer Art Wind von dir weggedrückt zu werden.“

„Das macht keinen Sinn, ich kann dich nicht verstehen!“, schrie Shoko am Rande der Hysterie. Pedro nahm sie hierauf zärtlich in die Arme und erklärte ganz langsam: „Du hast dich durch einen langen Tunnel von mir wegbewegt. Es dauerte nicht länger als zwei oder drei Sekunden, aber als du zurückkamst und ich dich mit der Fernbedienung in der Hand sah, war mir klar, dass du die Jägerin warst. Jetzt ist es nicht mehr so daher gesagt wie damals am Anfang... Zwei Jahre lang haben wir nicht darüber gesprochen, was uns heute um die Ohren geflogen ist.“ Sie schluchzte, beruhigte sich aber gleich wieder und unterbrach Pedro.

„Fangen wir nochmals von vorne an. Etwas ist vorgefallen, soviel weiß ich, aber ich habe keine Ahnung, wie lange es dauerte. Etwas war geschehen, wie in einem Traum, aus dem man aufwacht, ohne sich erinnern zu können. Für mich blieb die Zeit stehen, während du ein paar Sekunden ohne Unterbrechung erlebt hast. Danach blieb das Bild acht Minuten lang stehen.“

Pedro schlug vor, alles aufzuschreiben und sich bis zum nächsten Tag nicht weiter darum zu kümmern. Bald darauf sanken sie erschöpft ins Bett und nahmen dabei eine Mischung aus Verblüffung und Trostlosigkeit mit sich. Kurz darauf schlief Pedro tief und fest.

Shoko fiel in einen unruhigen Dämmer Schlaf mit verwirrten Träumen. Auf dem Gipfel von Monte Tlapán war kein Observatorium mehr, sondern sie stand gegenüber einem strahlenden Mann, der nach Art der Azteken gekleidet war. Wie ein strahlender Bildhauer übertrug er ihre Wesenszüge in einem Augenblick auf einen Felsblock. Ihre Kleidung, die Fernbedienung und ihre im Wind wehenden Haare erschienen in Stein gemeißelt, dort aber bewegte sich das Bild, als ob es lebendig wäre. Wortlos erklärte er dann etwas, was mit dem Gleichgewicht der Erde zu tun hatte, das allerdings mittels eines Geräts wiederhergestellt werden sollte, das er für einige Jahrhunderte an einem bestimmten Ort hinterlassen würde. Ohne zu wollen würde sie diesen Prozess beschleunigen und so das ganze Werk gefährden. Ein Teil der überschüssigen Energie müsse genutzt und komprimiert werden, bis sie zu Materie würde. Dieser Prozess würde sie zum Ausgangspunkt zurückversetzen, und dasselbe würde mit all dem geschehen, was mit dem Moment des Unglücks zu tun hatte. Es wäre eine Art und Weise, die Dinge neu zu ordnen, ohne eine Kettenreaktion auszulösen, die übergeordnete Systeme in Mitleidenschaft ziehen würde. Shoko glaubte zu verstehen, dass ihre tiefe Zeiterinnerung ebenfalls an eine Zeit Jahrhunderte vor ihrer eigenen Geburt gekettet würde, und zwar durch ein Ereignis, das sie erst in der

Zukunft bewirken würde. Aber das strahlende Wesen öffnete seine Hände weit und sie wurde wieder in ihre Welt zurückgeworfen.

Sie sprangen in dem Moment aus dem Bett, als der Boden zu schwanken begann und die Möbel ächzten. Die Erde bebte. Als sie den breiten Hof erreichten, hatte sich die Erde fast schon wieder beruhigt. Der Tag dämmerte und eine frische Brise erhob sich in Richtung Tlapán.

Der aztekische Kalender

Um das Jahr 1300 war die Gegend von Tlapán ein wichtiger Ort des Aztekenreichs. Dort war das illustrierte Buch aufbewahrt worden, das die Geschichte der langen Reise durch die Dunkelheit erzählte und die Geschichte derer, die als Erste ankamen und dann das Urvolk bildeten. Nicht weit von da war der Gott Quetzalcoatl auf einen Berg herabgestiegen, und von dort aus reiste er in die verschiedenen Erdteile. Dort lehrte er auch eine Zeit lang Alles-was-ist. Aber eines Morgens holten ihn andere, auf einer riesigen, gefiederten Schlange reitende Götter ab. Bevor er mit ihnen zusammen aufbrach, hinterließ er das fliegende Schiff, auf welchem er herabgekommen war, als Geschenk, wobei er es allerdings an einem Ort versteckte, den lediglich einige der Weisen kannten. Ihre Nachfahren wüssten schon, was im richtigen Augenblick

zu tun wäre, denn seine Anweisungen waren in eine Steinplatte eingraviert. Würde allerdings jemand einen Fehler begehen, dann würde das Schiff zurück zu seinem Herrn fliegen. So entfernten sich Quetzalcoatl und die Götter von den Sterblichen und flogen dem Morgenstern entgegen.

Ein Jahrhundert danach kam Moctezuma II. nach Tlapán und rief die Weisen zusammen, um das Geheimnis von Quetzalcoatl zu lüften, da diese beunruhigende Geschichte sich im ganzen Reich verbreitet hatte. Diese schlaunen Untertanen erklärten ihm dann, die Bedeutung der Steinplatte sei übertrieben worden. In Wirklichkeit handle es sich um einen Kalender, der sowohl zur Bestimmung der astronomischen Zyklen als auch zur Festlegung der geeigneten Momente für Saat und Ernte diene. Mit der Einwilligung des Herrschers wurde Tlapán zum besten Beobachtungsort des Schicksals und der Gestirne erklärt. Anlässlich der Ankunft der Weißen wurde das Gebiet später jedenfalls aufgegeben.

Aber die von der Legende verzerrte klimatische und geografische Wahrheit lebte Jahrhunderte später wieder auf, als man auf einem als „Monte Tlapán“ bekannten Höhenzug dieser Gegend eines der Radioteleskope des weltweiten Netzwerks errichtete. Außerdem erklärte man das Gebiet zu einem Ort von historischem Interesse, insbesondere die archäologische Fundstelle in der Nähe des Observatoriums. So

kreuzten sich die Wege des Personals beider Einrichtungen und sie trafen sich in einem langweiligen kleinen Nest, wo sie sich Geschichten von Sternen und phantastischen Königreichen erzählten. Da konnte es nicht verwundern, dass sich dort der archäologische Leiter und eine japanische Auswanderin trafen, die nicht weit davon entfernt arbeitete und die Geschichte des Ortes kennenlernen wollte.

Fels und Zeit

Sie verließen das Landhaus und schlugen den Weg zu den Bergen ein. Zunächst gelangten sie zur Ausgrabung. Es war noch früh und die Arbeitsmannschaften waren noch nicht eingetroffen. Aber das Wachpersonal begrüßte sie mit einem alarmierten Unterton in den Stimmen.

„Don Pedrito, in der Nacht gab es einen sehr starken Erdstoß, gefolgt von einem Wind, der uns fast davon wehte. Wir haben uns nicht auf das Gelände getraut. Aber es kann durchaus sein, dass dort einiges umgestürzt ist.“

„Mach Dir keine Sorgen Juan. Wir werden das überprüfen.“

Auf einer Seite erhob sich die Stufenpyramide mit ihrer abgestumpften Spitze. Sie stiegen die Stufen hinauf und kamen auf der Terrasse und beim Tor an, das den Eingang schützte. Pedro zog die Antenne der

Fernbedienung heraus. Er drückte auf den Knopf, der Motor gehorchte und schob die schwere Metallplatte zur Seite. Er gab Shoko einen sanften Klaps auf den Rücken: „Gute Arbeit!“.

Beim Eintreten in die Stätte schaltete Pedro die Lampen an. Gerüstböcke, Arbeitstische, Schränke und Ablagefächer, übervoll mit archäologischem Material füllten den Ort. In einer schwach beleuchteten Ecke zeigte die Platte die *Jägerin* in Lebensgröße. Beide blieben einen Augenblick lang reglos stehen und betrachteten die Figur. Mit kaum hörbarer Stimme fragte Shoko nach dem Ort, an dem sie gefunden wurde. Pedro antwortete, wie der Stein auf dem Monte Tlapán gefunden wurde, als man damit begonnen hatte, Material für das Fundament des Observatoriums auszuheben. Der Stein wurde dann zur Fundstelle hinunter- und später wieder zum gegenwärtigen Platz gebracht.

Ein neuerlicher Erdstoß übertönte Pedros Stimme. Die Geräusche der aneinanderstoßenden Keramikgefäße, das Knirschen der aus Steinquadern bestehenden Mauern und das Vibrieren des Metalltors vereinigten sich mit dem Schwingen der an langen Kabeln baumelnden Lampen. In diesem Augenblick zwischen Lähmung und Flucht sahen sie, wie sich das Bild der *Jägerin* bewegte und sich fast streckte, während die ganze Tafel in ein sanft phosphoreszierendes Licht getaucht war. Alsbald kam es ihnen so vor, als hätte

das Halbre Relief fast etwas von seiner makellosen Schärfe verloren, so als hätte mit einmal die Wirkung der Zeit eingesetzt. Shoko spürte, wie in ihrer Erinnerung etwas Tiefes aufzuwachen begann.

Währenddessen waren die Arbeitsmannschaften unter dem gewohnten Lärm eingetroffen. Einige Zeit später gab Pedro von der Basis der Pyramide aus Anweisungen für einen verstärkten Schutz der Stätte vor einem möglichen Erdbeben.

Pedro und Shoko verließen die Ausgrabungsstätte und fuhren in Richtung des Berges. Unterwegs wurde offensichtlich, dass der Wind an Kraft zugenommen hatte und Tlapán aus allen Richtungen her erreichte. Bald gelangten sie zum Vorplatz des Observatoriums. Shoko stieg eilig aus, während Pedro geduldig im Wagen wartete. Schließlich kam sie aus dem Observatorium zurück und stieg ins Auto. Sie atmete tief durch, lehnte sich in den Sitz zurück und begann zu erzählen, dass alles immer komplizierter würde. Mit jedem kleineren Beben würden die Stromkreisläufe überlastet. Der Wind habe seit vergangener Nacht nicht nachgelassen und eine schwebende Staubwolke gebildet, die zu falschen stellaren Radiosignalen führte. Sie selbst habe zwei Spannungsstabilisatoren ausgetauscht und müsse nun ins Dorf, um Ersatzteile zu bestellen. Sie wolle nicht mit dem Hubschrauber fliegen und würde stattdessen mit ihrem Auto oder

mit einem der Lieferwagen der Station fahren. Sie küssten sich und verabredeten, sich abends im Landhaus wieder zu treffen.

Schuld hat die Sierra Madre

„Bericht der Untersuchungskommission zum als ‚Weiterverbreitung durch Echo‘ beschriebenen Vorfall. Verantwortlich für die Felduntersuchung, Dr. M. Pri und Prof. A. Gort.

Am 15. März 1990 um 21.12 Uhr beendete die astronomische Anlage Monte Tlapán die Weiterübertragung von radioastronomischen Signalen. Eine vom betreffenden Observatorium herstammende Videoübertragung wurde im Netzwerk, welches sich zu diesem Zeitpunkt aus den Stationen Costa Rica, Sidney, Xining und Osaka zusammensetzte, empfangen. Acht Minuten lang wurde anstelle der gewohnten Sternensignale eine unbewegliche menschliche Gestalt beobachtet. Bei der eingeleiteten Untersuchung informierten die Techniker, dass im automatischen Tracking-System versehentlich NGC-132 angepeilt wurde, wobei Signale einer Radioquelle empfangen wurden, die 352 Lichtjahre entfernt war. Frau Dr. Shoko Satiru erklärte, die 17 Mitglieder des ihr unterstellten Personals hätten übereinstimmend einen acht Minuten dauernden Spannungsausfall festgestellt, und dass das System erst danach seine Arbeit

wiederaufnahm. Unter diesen Umständen hätte Monte Tlapán im ganzen Netzwerk aber stumm bleiben müssen. Die Ausstrahlung eines Videobildes von diesem Ort aus zwingt uns aber dazu, die Möglichkeit in Betracht zu ziehen, dass das Signalecho eines kommerziellen Fernsehsenders mit Tlapán interferierte und das stellare Signal durch die eigene Ausstrahlung ersetzte. Phänomene dieser Art wurden bereits bei früheren Gelegenheiten beobachtet und man schreibt sie Fernsehrückkopplungen am südlichen Ausläufer der Sierra Madre zu.

Dem ist nichts Weiteres hinzuzufügen.

Mit hochachtungsvollen Grüßen,

M. Pri und A. Gort.

Mexiko City, 20. März 1990.“

Fünf Tage waren seit dem Vorfall im Observatorium vergangen. Die Beben erfolgten immer häufiger und stärker. Anfänglich machten die Seismologen von Mexiko City die dafür bekannte Sierra Madre verantwortlich. Man kannte die Verwerfung, an der sich regelmäßig tektonische Platten rieben und riesige Katastrophen verursachten. Aber dann hatten sich die Dinge geändert. Ein großer Bereich von Tlapán war mit Messgeräten und Seismographen bestückt. Die Armee hatte Absperrungen errichtet, damit die von überall her angereisten Neugierigen sich den gefährlichen Orten nicht nähern konnten. Mittler-

weile waren sich die Wissenschaftler sicher, dass eine unterirdische vulkanische Aktivität stattfand, die zur Explosion führen würde, sollte es so weiter gehen. Die Grafiken zeigten eine Kurve, die schon sehr bald exponentiell werden würde. Anfänglich wiederholten sich die Beben alle zwölf Stunden, dann alle acht, und so weiter. Das Observatorium und die Ausgrabungsstätte wurden evakuiert. Mit einem Fernglas konnte man nur noch die heimlich herumstreichenden Fernsehleute beobachten, die unvorsichtigerweise ihr Leben riskierten, indem sie sich dem abgesperrten Gebiet näherten.

Bei Sonnenuntergang zeigten Shoko und Pedro ihre Akkreditierungen und nach langem Hin und Her ließ man sie durch die Absperrung, um sich den Bergen zu nähern. Wenige Kilometer vor Tlapán verließen sie die Straße und parkten in einem trockenen Flussbett, wo sie vor dem manchmal orkanstarken Wind Schutz suchten.

Rückkehr ins All

Um Mitternacht herum hatten Wind und Erdstöße aufgehört. Pedro versuchte, den Motor des Autos zu starten, der aber nicht ansprang. Die warme und wunderschöne Nacht bewog sie, bis zur Straße hinaufzusteigen. Das Licht vom Mond und den Sternen reichten aus, um ungehindert gehen zu können. Dann

blieben sie jäh stehen. Die Hochspannungsleitungen, welche die Gegend mit Energie versorgten, begannen tief zu brummen und leuchteten auf ihrer gesamten Länge bläulich. Vor ihnen konnten sie die Silhouette des in ein Leuchten getauchten Monte Tlapán sehen. Wären sie im nördlichen Teil der Welt gewesen, hätten sie geschworen, dass das senkrecht herabfallende Nordlicht am Tanzen war und dabei ständig seine Farbe änderte.

Vorsichtshalber setzten sie sich auf ein paar Felsen, um dem Schauspiel beizuwohnen, und plötzlich bemerkten sie, dass die Lichter des Dorfes im Rhythmus des Lichtscheins von Tlapán mitschwangen. Als dieser immer heller leuchtete, wurde es im Dorf vollkommen dunkel.

Sie versuchten dann, ihre verworrenen Gedanken zu ordnen. Die Fernsteuerung erzeugte eine Oberschwingung, welche die Motoren des Radioteleskops in Gang setzte. Das Teleskop tastete Radiowellen ab und richtete sich genau auf die 352 Lichtjahre entfernte Galaxie NGC-132 aus, wobei es Bilder empfing, die vor 704 Jahren an ebendiesem Ort entstanden waren. Der Ort geriet mit sich selbst in Resonanz, bis zu dem Moment, als die Erddrehung die Parallaxe des Lichtstrahls um acht Minuten verschob. Aber dafür war es notwendig, dass man vor 704 Jahren tatsächlich dort gewesen wäre. Das war alles unglaubwürdig. Aber das wäre auch möglich gewesen,

wenn die Fernsteuerung zum Beispiel einen riesigen Energie-Verstärker aktiviert hätte, der sich im Observatorium oder in dessen Nähe befand. In diesem Fall hätte er die Mikrovolt der menschlichen Hirnaktivität mit einer den beobachteten Stroboskop-Effekten entsprechenden Frequenz von 16 Zyklen pro Sekunde gesteigert. Das würde heißen, dass der Verstärker die Fähigkeit gehabt hätte, jene Bilder zu projizieren, mit denen ein sich in der Nähe befindendes Nervensystem in diesem Augenblick gearbeitet hätte, zum Beispiel das Nervensystem von jemandem, der an das Foto der *Jägerin* gedacht hätte. Solcherart verstärkte Bilder hätten dann mit dem Radioteleskop interferieren können. Fest steht, dass dieser Verstärker aktiviert wurde und eine ionische Absorption in Gang setzte, die als Endeffekt Luftschichten verschob und die Windböen erzeugte. Darüber hinaus hat die elektrische Störung, die diese Absorption bewirkt, den Ohmschen Widerstand zwischen geologischen Platten zerstört und diese einer höheren Leitfähigkeit ausgesetzt, was die Verschiebungen verursachte: daher die Erdbeben. Nun denn, der Verstärker hat sich also in Gang gesetzt, aber es ist unmöglich, dass es einen solchen Verstärker überhaupt gibt. Ebenso ist ein Sprung in die Vergangenheit unmöglich und, abgesehen davon, als Hypothese unvorstellbar. Alles ist von Anfang bis zum Ende also ein einziger Widerspruch.

Je mehr der Morgen dämmerte, desto stärker leuchtete Tlapán, und als die Venus am Horizont aufging, wurde ein Tosen hörbar, das immer stärker wurde, bis es nicht mehr auszuhalten war. Die Hochspannungsmasten begannen zu schwanken und einige brachen aus ihren Fundamenten heraus. Pedro und Shoko pressten sich auf dem Boden eng zusammen, während sie ein erneutes starkes Erdbeben zu spüren begannen. Tlapán gab immer heftiger Blitze ab, bis seine Spitze plötzlich zerbarst, als wäre sie abgesprengt worden... Das Observatorium war verschwunden und der Berg zerbrach wie eine Eierschale. Riesige Stücke flogen umher und dann trat Stille ein.

Eine gewaltige Metallmasse begann langsam aus dem, was einmal der Berg war, emporzusteigen. In wechselnden leuchtenden Farben erstrahlend stieg sie immer höher empor, bis sie sich als riesige Scheibe zeigte. Dann begann sie sich zu den verängstigten Beobachtern hinzubewegen. Das Raumschiff blieb für eine Weile über ihnen stehen und sie sahen an ihm das Symbol von Quetzalcoatl. Schließlich schoss es unvermittelt in Richtung des Morgensterns davon. Da wurde Shokos tiefste Erinnerung befreit und sie verstand, dass sich *Die Jägerin* für immer aus ihrem steinernen Gefängnis herausgelöst hatte.

Der Tag des geflügelten Löwen

Für Danny

Der Verkauf aller Arten von Hardware und Software für Virtual-Reality lief sehr gut. Studenten der Geschichte und der Naturwissenschaften zogen zweifellos den größten Nutzen aus diesen Technologien. Aber die Nachfrage nahm auch seitens einer breiteren Kundschaft zu, die ihre Dosis an Unterhaltung lieber so als mit langen Spaziergängen zwischen ägyptischen Pyramiden oder der Flora und Fauna des Amazonasbeckens befriedigte. Man konnte solche Reisen alleine oder in Gesellschaft, mit oder ohne Führung unternehmen. Viele bevorzugten allerdings ein Auswahlmenü, das mit einer einfachen Fingerbewegung aufgerufen werden konnte. Die Auswahlliste umfasste ein umfangreiches Angebot. Von Anpassungen alter Filme, in denen die Benutzer selbst die Hauptdarsteller waren, ging man zu Videospiele über, welche Kämpfe im Weltraum ermöglichten oder auch Liebesaffären mit den Verkörperungen von Sexsymbolen ihrer Zeit. Es war, als würde man an einem Comic oder an einer Kurzgeschichte voller wirklicher Reize teilnehmen, die so echt waren, dass sie leicht zu Herzinfarkten führten, als einige Horror-Fans dum-

merweise Programme benutzten, die vom Komitee zur Verteidigung des Schwachen Nervensystems nicht empfohlen waren. Die Computer ließen die absurdesten Programme zu. Unter diesen Umständen tauchten Hacker auf, die durch das Einschleusen von Computerviren dissoziative Persönlichkeitsstörungen und psychosomatische Krankheiten verursachten. Nichts war einfacher, als sich Helm und Handschuhe überzustreifen, den Computer einzuschalten und ein Programm auszusuchen – ja selbst Kinder widmeten einen täglichen Zeitraum, um in diesen virtuellen Räumen herumzureisen.

Eine Abteilung des Komitees zur Verteidigung des Schwachen Nervensystems

Als Vorsichtsmaßnahme benutzten alle in der Abteilung Kampfnamen. Alpa organisierte den Arbeitsplan, überwachte das Projekt und koordinierte die Aktivitäten zwischen den Mitgliedern eines Teams, das im Laufe der Jahre entstanden war. Sie war in den Alpen angeworben worden, und zwar aufgrund ihrer besonderen Art und Weise, wie sie große Skirennfahrer trainierte. Während andere Trainer auf körperlichem Ausdauertraining beharrten, versammelte sie die Auszubildenden in einer Halle, wo sie ihnen ein ums andere Mal Bilder vom Riesenslalom oder vom Skisprung zeigte. Wenn sie die Szenerie und die zurück-

zulegende Strecke jeder Übung gezeigt hatte, schaltete sie die Beleuchtung aus und forderte die Teilnehmer auf, sich wiederholt jede Bewegung und jeden Weg durch den Schnee vorzustellen. Manchmal begleitete sie diese Übung mit einer sanften Musik, die später zur Schlafenszeit die Berghütte durchflutete. Als Folge davon gab es Fälle von Skirennfahrern, die vor dem Wettkampf noch nie auf dieser Piste gestanden hatten und sich an diesem Tag so bewegten, als hätten sie schon immer an diesem Ort gelebt.

Teneter III. hatte durch ein Wintersport-Video von Alpa erfahren. Neugierig fuhr er nach Sils Maria und nahm dort Kontakt mit ihr auf.

Das letzte aufgenommene Mitglied war Seguidor. Er wurde Beauftragter der Gruppe für fortgeschrittene Technologien. Zusammen mit Huron und Faro bildeten sie ein Team, das nur dank der besonderen Begabung der unglaublichen Jalina zusammenfand. Sie wusste, wie man sanfte zwischenmenschliche Bereiche erzeugen konnte. Alpa legte von Fall zu Fall die Ziele und Zeitpläne der Aktivitäten fest, während Teneter III. als Kommunikationsspezialist ihr Nervenzentrum darstellte. Das Team wurde als Abteilung des Komitees zur Verteidigung des Schwachen Nervensystems gebildet, und da ausgerechnet Teneter der Leiter dieser Institution war, konnte die Gruppe in aller Ruhe agieren.

Das Projekt

Am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts waren einige Wissenschaftler unter Führung eines unbekanntem Beamten der UNESCO zur Schlussfolgerung gekommen, dass in wenigen Jahrzehnten 85 % der Weltbevölkerung funktionale Analphabeten wären. Sie errechneten, dass der primäre Analphabetismus schon bald überwunden wäre, während gleichzeitig der Großteil der Menschen zunehmend Bücher, Zeitschriften und Zeitungen durch Fernsehen, Video, Computer und holografische Projektionen ersetzen würden. An und für sich würde dies kein größeres Problem darstellen, da bereits mehr Informationen als je zuvor und immer schneller zirkulieren würden. Aber die Zunahme *unstrukturierter Informationen* würde nicht nur Auswirkungen auf die vereinzelt Individuen haben, sondern zwangsläufig alle Bereiche des gesamten Gesellschaftssystems beeinflussen. Vom Blickwinkel der Spezialisierung waren diese Perspektiven interessant, da sie Weichen hin zur analytischen Arbeit stellten, wobei sie Schritt für Schritt einem computergenerierten Schema folgten. Aber zweifellos würde die *Unfähigkeit, umfassende zusammenhängende Beziehungen herstellen zu können*, immer deutlicher zutage treten.

Zu jener Zeit war das Misstrauen gegenüber Denkgebäuden schon so weit fortgeschritten, dass jegliche länger als drei Minuten dauernde Unterhaltung über allgemeine Themen abschätzig als „Ideologie“ abgetan wurde. Tatsächlich fanden die Leute jeden Versuch, zu allgemeinen Gedankengefügen vorzustoßen als sehr anstrengend, und sie konnten ihre Aufmerksamkeit nur hinsichtlich sehr spezifischen Themen beibehalten. Diese Gewohnheit wurde sowohl in Bildungseinrichtungen als auch an den Arbeitsplätzen verstärkt. Historiker untersuchten die Metalllegierungen etruskischer Schmuckringe, um erklären zu können, wie jene Gesellschaft funktioniert hatte, und Anthropologen, Psychologen und Philosophen fütterten die Rechner für grammatikalische Analysen. Die Fixierung auf Äußerlichkeit und Förmlichkeit sowohl im Denken wie im Fühlen erreichte ein solches Ausmaß, dass die einzige Art, wie die Menschen einmalig und besonders zu sein suchten, in irgendeinem Detail ihrer Kleidung bestand. Solange sich Medizin und Unterhaltungsindustrie weiter entwickelten, wurde alles andere zweitrangig; so zweitrangig wie das Schicksal jener Völker und Gemeinschaften, die vom Niedergang betroffen waren, weil sie sich nicht an die neue Weltordnung anpassten; so zweitrangig wie die vielen Leben der neuen Generationen, die beim Versuch, ihre kurzlebigen Verlockungen zu erhaschen, in einem rücksichtslosen Konkurrenzkampf ausgeblu-

tet wurden. Im Übrigen wurde seit Jahrzehnten die Fähigkeit, allgemeine wissenschaftliche Theorien zu formulieren, unfruchtbar gemacht. Alles wurde auf die Anwendung von Technologien beschränkt, die in einem heillosen Durcheinander in irgendwelche Richtungen rasten.

In diesem Zusammenhang stellte der UNESCO-Beamte einen Bericht vor und erbat Unterstützung, um diese gesellschaftliche Krankheit und ihre mittelfristigen Tendenzen zu untersuchen. Sofort wurden umfangreiche Mittel für die Studie zur Verfügung gestellt, vielleicht weil die Entscheidungsträger glaubten, dass diese Anstrengung die Techniken zur Effizienzsteigerung verbessern würde. Dank diesem Missverständnis konnte nun über Jahre gearbeitet werden. So wurde das Komitee als parakultureller Organismus ins Leben gerufen und damit beauftragt, Information zu verbreiten sowie jenen Staaten Empfehlungen abzugeben, die über die Vereinten Nationen die UNESCO finanzierten.

Jahrzehnte später, als die UNESCO bereits verschwunden war, arbeitete das Komitee immer noch, ohne dass man genau wusste, wer es eigentlich unterstützte. Jedenfalls verkörperte es eine gemeinnützige Institution, die weltweit von wohlwollenden Privatleuten unterstützt wurde. Das Komitee veröffentlichte Jahresberichte, die niemand besonders ernst nahm. Aber darüber hinaus richtete es seine Untersuchun-

gen auf die Entwicklung eines menschlichen Verhaltensmodells, das frei von den täglich zunehmenden Schwierigkeiten war. Mittlerweile war das Komitee zur Überzeugung gelangt, dass die Kombination einer besonderen Art von unstrukturierter Information zusammen mit einer bestimmten Art von Bildung bereits zu einer Blockade bestimmter Hirnregionen geführt hatte und die ersten Symptome einer psychischen Epidemie hervorrief, die außer Kontrolle geraten würde. Das „Projekt“, wie es seine Leiter nannten, müsste an einem „Gegenmittel“ arbeiten, welches in der Lage wäre, die Blockade der geistigen Tätigkeit wieder aufzuheben. Aber damals wussten sie noch nicht, ob sie physiologische Trainingsprogramme entwickeln sollten, oder ob es darum ging, hilfreiche chemische Substanzen zu synthetisieren, oder ob sie das Ziel am ehesten durch die Entwicklung und den Bau elektronischer Geräte erreichen würden. Fest stand, dass Millionen von geistig blockierten Menschen nach und nach Störungen in unserem kollektiven Leben verursachen würden. Diese Wesen, immer spezialisierter und unfähiger, über ihr eigenes Leben nachzudenken, würden schließlich bewirken, dass die ganze Gesellschaft aus den Fugen gerät, die dann vollkommen ziellos gegen Selbstmord, Neurosen und wachsenden Pessimismus anzukämpfen hätte.

Jener unbekannte Beamte nahm vor seinem Tode den Namen Tenetor I. an und legte das Projekt in die Hände seiner engsten Mitarbeiter.

Kosmischer Lehm

Als die Erdkruste sich abzukühlen begann, traf ein Vorläufer ein und wählte das Modell aus, das einen selbsterhaltenden Prozess gewährleisten sollte. Sein Hauptinteresse dabei bestand darin, eine Matrix mit n progressiv auseinanderlaufenden Möglichkeiten vorzubereiten, womit er die Voraussetzungen für Leben schuf. Im Laufe der Zeit wandelten sich die fahlgelben Streifen der ursprünglichen Atmosphäre ins Blaue und das Schutzschild begann, innerhalb der Toleranzgrenzen zu funktionieren.

Später beobachtete der Besucher das Verhalten der unterschiedlichen Spezies. Einige gelangten bis zum Festland und begannen sich zögernd anzupassen, während andere wieder in die Meere zurückkehrten. Zahlreiche Geschöpfe aus verschiedenen Milieus verschwanden oder überlebten und setzten ihre unbegrenzten Umwandlungen fort. Alles, was der Zufall brachte, wurde gutgeheißen, bis sich schließlich ein Geschöpf mittlerer Größe aufrichtete, das höchst lernfähig war und Informationen übertragen und Information außerhalb seines unmittelbaren Schaltkreises speichern konnte.

Dieses neue Monster war einem zum blauen Planeten passenden Evolutionsschema gefolgt: ein Paar Arme, ein Paar Augen, ein in zwei Hemisphären geteiltes Gehirn. Bei ihm war beinahe alles grundlegend symmetrisch, wie die Gedanken, Gefühle und Handlungen, die an der Basis seines neurochemischen Systems kodifiziert waren. Die Erweiterung seines zeitlichen Horizonts und die Ausbildung der Registrierungsschichten seines inneren Raumes würden noch eine Weile benötigen. In der Phase, in der es sich jetzt befand, konnte es nur knapp verzögerte Antworten geben oder den Unterschied zwischen Wahrnehmung, Traum oder Halluzination erkennen. Seine Aufmerksamkeit war sprunghaft und selbstverständlich dachte es nicht über die eigenen Handlungen nach, denn es war nicht in der Lage, die innerste Beschaffenheit der Dinge zu erkennen, mit denen es sich in Beziehung setzte. Es betrachtete seine eigenen Handlungen gerade mal bezüglich der ihm unmittelbar naheliegenden Gegenstände, und solange es sich als einfache Spiegelung der äußeren Welt betrachtete, könnte es seiner tiefen Absicht, die es befähigte, seinen eigenen Geist umzuwandeln, den Weg nicht frei machen. Durch Zupacken und Fliehen formte es seine ersten Gemütsbewegungen, die sich als Anziehung bzw. Ablehnung ausdrückten. Diese unbeholfene und symmetrische Bipolarität, die schon in den ursprünglichsten Arten angelegt war, wandelte sich nur sehr langsam. Bis

jetzt war sein Verhalten allzu vorhersehbar, aber der Zeitpunkt würde kommen, an dem es durch Selbstverwandlung einen Sprung hin zur Unbestimmtheit und zum Zufall machen würde.

Also erwartete der Besucher eine neue Geburt in dieser Spezies, in der er die Angst vor dem Tod und den Rausch der zerstörerischen Wut erkannt hatte. Er hatte miterlebt, wie diese Wesen in der Halluzination der Liebe mitschwangen, wie sie sich vor der Einsamkeit des leeren Universums ängstigten, wie sie sich ihre eigene Zukunft vorstellten und wie sie darum kämpften, die Spuren ihrer eigenen Anfänge in dieser Welt, in die sie geworfen wurden, zu entziffern. Irgendwann würde diese aus kosmischem Lehm geformte Spezies ihre Reise zur Entdeckung der eigenen Ursprünge antreten. Das würde sie auf unvorhersehbaren Wegen tun.

Der reine virtuelle Raum

An diesem Tag würde Tenetor III. das neue Material ausprobieren, das Seguidor beschafft hatte. Er wandte sich in Richtung des echofreien Raums und als er eintrat, sah er in der Mitte des leeren Raums eine glänzende Versuchsbahre. Mit seiner enganliegenden Kleidung, seinem Helm, den Handschuhen und den kurzen Stiefeln fühlte er sich wie ein altmodischer, in Aluminium eingehüllter Motorradfahrer. Entschlos-

sen legte er sich hin, doch dann entschied er sich für eine andere Stellung, wobei sich das Gerät wie ein weicher, leicht nach hinten gekippter Sitz anpasste.

Endlich würde er das Wesen eines neuen Phänomens unmittelbar erleben, ohne die Hilfe von Projektionen künstlicher Programme. Auf jeden Fall würde sein eigener Körper die Impulse und Signale liefern, welche störungsfrei den Raum besiedeln würden. Und wenn alles gut funktionierte, sähe er dank der Technologie der virtuellen Wirklichkeit die Übersetzung seines eigenen geistigen Raums, und dies wäre der Ausgangspunkt, vom dem aus das Projekt umgesetzt werden könnte.

Er klappte das Visier herunter und befand sich in völliger Dunkelheit. Mit einem Knopfdruck am Helm schaltete er das System ein und nach und nach tauchten einige beleuchtete Konturen auf, die das innere Sichtfeld des Visiers umrahmten. Der Bildschirm war ungefähr zwanzig Zentimeter von seinen Augen entfernt. Plötzlich erschien sein Körper im Inneren eines kugelförmigen, verspiegelten Raums schwebend. Der Bildschirm antwortete präzise, als er seine Augen in verschiedene Richtungen lenkte. Der erzeugte Effekt schien ihm erst einmal nichts Besonderes, da er wusste, dass seine Sehnerven Signale an die mit dem Zentralprozessor verbundene Schnittstelle sendeten. Wenn er die Augen nach rechts bewegte, liefen die Bilder in die entgegengesetzte Richtung, bis sie die

Mitte des Sichtfelds einnahmen. Wenn er nach oben blickte, bewegte sich die Projektion nach unten, und dasselbe mit allen Richtungen, die er ausprobierte. Er schaute auf die Spitze seines rechten Stiefels und korrigierte mühelos seine Sicht, um Details zu erfassen, wobei das Objekt herangezoomt wurde, bis es den ganzen Bildschirm einnahm. Dann verstellte er die Augenlinse und zoomte zurück, bis er sich gerade noch als einen kleinen, leuchtenden Punkt im Spiegelraum sah. Das optische Programm hatte die Vergrößerung und Auflösung der besten Elektronenmikroskope sowie die Stärke der schärfsten Teleskope. Letzteres war früher nutzlos, da es bisher unmöglich war, die astronomische Welt innerhalb des Projektionsbereichs des Helms zu beobachten.

Der heutige Tag könnte einen wichtigen Fortschritt bedeuten, wenn die von Seguidor auf der Innenfläche der empfindlichen Kleidung angebrachten Messfühler richtig funktionierten. Sobald die Nervenimpulse bestimmte Körperstellen aktivierten, sollten die entsprechenden Informationen auf dem Bildschirm erscheinen. Er drückte die zweite Taste am Helm und augenblicklich begann sich eine alphanumerische Spalte auf der linken Seite des Visiers zu bewegen, während auf der rechten Seite ein winziges Rechteck erschien, in dem seine Hand abgebildet war, die den Helm berührte. Als er den Arm langsam sinken ließ, begannen sich die Daten in der Spalte zu

ändern und im kleinen Display an der rechten Seite bewegte sich die Abbildung seines Arms langsam nach unten. Er schluckte, und neue Daten wurden in der Spalte nach unten gescrollt. Das kleine Display zeigte die Innenseite seines Mundes und dann seine sich sanft bewegende Speiseröhre. Bei einem erneuten Test erinnerte er sich an Jalina, und das kleine Display zeigte sein Herz, das außergewöhnlich schnell schlug, anschließend seine sich leicht erweiternden Lungen und sein Geschlechtsorgan, das eine schwach rötliche Farbe annahm. Die sich nach unten bewegende Spalte zeigte ihrerseits Daten über diverse innerkörperliche Vorgänge wie Blutdruck, Temperatur, Säuregehalt, Alkalinität, die Zusammensetzung der Elektrolyte im Blut sowie den Fluss der Nervenimpulse.

Er richtete seinen Blick geradeaus und sah wieder sein im Kugelraum schwebendes Bild im Display. Offensichtlich betrachtete er sich von einem außerhalb liegenden Beobachtungspunkt aus, und von dort aus sah er sich leicht verzerrt, so wie in einem konkaven Spiegel. Er begann langsam und tief zu atmen. Bald darauf begannen die Messfühler ihre Arbeit. Kurz darauf verlangsamte er die Atemfrequenz und glich sie jener des Tiefschlafs an, und so konnte er beobachten, wie sein Bild immer näher kam, bis es als außerhalb des Displays erschien. Es kam näher und näher, bis es schließlich seine Augen berührte und dann mit einer durchsichtigen Verschmelzung verschwand.

Dann wurde alles schwarz, als hätte sich das System abgeschaltet. Als er einen Arm ausstreckte, schien die Dunkelheit zu zerreißen und er konnte ein entferntes Licht erkennen. Er näherte sich bildlich dem Licht, während die Spalte und das kleine Display an den Rändern des Visiers die diesem geistigen Prozess entsprechenden körperlichen Veränderungen anzeigten. Auf diese Art strengte er sich weiter an und spürte, wie er sich in die materiellen Winkel dieser virtuellen Wirklichkeit weiterbewegte.

Im Halbdunkel des Stollens begann sich das befremdliche Gefühl aufzulösen. Er erkannte die lebendigen Umrisse der Berghöhlen, die feuchten Gerüche, die Erinnerungen an angenehme Gefühle wachriefen, die Härte des Gesteins und die Beschaffenheit sowie Abstände der verschiedenen Dinge. In den Anzeigen sah er ein langsames Gehen und eine Abfolge von verschiedenen Stellen seines Körpers, je nachdem, wie sie sich in Bewegung setzten. Vor ihm tauchte eine Silhouette mit Kapuze auf, aber im Display bemerkte er schnell, dass dieses Bild eine Übersetzung von kleinen Bewegungen der Zungenmuskulatur in seiner Mundhöhle darstellte. Er kniff die Augen zusammen und sah Lichter um sich herum, verstand aber, dass es sich nur um verstärkte Nervenentladungen handelte, welche die Muskeln seiner Augenlider stimulierten. Die empfindliche Kleidung nahm die winzigsten kör-

perlichen Bewegungen wahr, welche seinen geistigen Bildern entsprachen, was in jedem Fall eine unglaubliche Situation erzeugte.

Das Kapuzenwesen bot ihm ein Gefäß an. Er nahm es in seine Hände und trank dessen Inhalt bis zur Neige aus. Die Flüssigkeit rann mit derselben Wirklichkeit durch seinen Hals wie ein Schluck frisches Wasser in einer trockenen Wüste. Danach fühlte er sich in der Lage, die Höhle zu durchqueren und in den äußeren Raum hinauszutreten.

Das Komitee organisiert sich

Nach dem Tod von Tenetor I. machte das Komitee eine schwere Krise durch. Alle Mitglieder waren sich einig, dass sich das menschliche Verhalten in zahlreichen Bereichen zunehmend verschlechterte. Sie erkannten ebenfalls, dass die technologische Explosion täglich neue Möglichkeiten eröffnete. Wenn es aber um die Deutung dieser Situation ging, so gab es zwei unterschiedliche Haltungen. Auf der einen Seite waren die „Wissenschaftsgläubigen“, die erklärten, dass die Wiederholung sozialer Verhaltensweisen die Tätigkeit bestimmter Hirnregionen der Menschen verändere, was eine bestimmte Sensibilität und Art der Wahrnehmung der Phänomene erzeuge. Entsprechend dieser Sicht leiteten sowohl die Konzernleitungen als auch ihre öffentlichen Meinungsmacher

den gesellschaftlichen Prozess mit Hilfe von Verhaltenskodizes, mit denen sie selbst geprägt wurden. So vervollkommneten die Pädagogen Erziehungs- und Bildungssysteme in einem Teufelskreis, der ihre eigenen Überzeugungen immer wieder aufs Neue nährte. Die „Wissenschaftsgläubigen“ verfochten die Auffassung, dass ein Richtungswechsel innerhalb eines mechanischen Prozesses, den sie das „System“ nannten, unmöglich war. Dabei beriefen sie sich auf eine alte These von Einstein, die besagte: *„Im Inneren eines sich konstant bewegendes Systems kann kein Phänomen dessen Bewegung beweisen“*. Sie trugen immer das Beispiel des alten Meisters vor, in dem sich ein Reisender in einem mit 120 Stundenkilometer fahrenden Zug befindet: Wenn der Reisende in die Höhe springt, so landet er deshalb nicht in einem anderen Eisenbahnwaggon. In einem Inertialsystem, egal ob es sich dabei um einen prähistorischen Zug oder ein Raumschiff handle, hat der Sprung keine wesentliche Auswirkung auf das System. Allenfalls müsse man sich der Steuerung des Zuges oder des Raumschiffs bemächtigen, um die Richtung dieses sich bewegendes Objekts ändern zu können.

Dem hielten die „Geschichtsgläubigen“ entgegen, dass diejenigen, die das Lenken des Apparates übernehmen, es gemäß jenen Mustern vom Weg abbringen würden, von denen sie selbst geprägt wurden, und sie fragten: *„Wo liegt der Unterschied zwischen*

den früheren und den heutigen Fahrzeugführern, wenn alle aus der Landschaft heraus agieren, in der sie geprägt wurden, von ihren aktivsten Gehirnregionen heraus? Der Unterschied läge einzig in den persönlichen Interessen der Leute, die mit dem Lenken des Fahrzeugs beschäftigt wären.“ Dementsprechend setzten die „Geschichtsgläubigen“ auf umfassendere Prozesse, wobei sie Inspiration in historischen Momenten fanden, in denen Lebewesen ihre Gewohnheiten veränderten und sich wandelten, um zu überleben. Allerdings mussten sie auch zugeben, dass zahlreiche Arten aufgrund ihrer Anpassungsschwierigkeiten ausgestorben waren.

Es war eine endlose Diskussion. In dieser Situation übernahm Tenetor II. die Leitung des Komitees, wobei er wegen seiner ausgewogenen Distanz zu beiden aufeinanderprallenden Lagern gewählt wurde.

Tenetor II. richtete das Projekt auf die Untersuchung der besten menschlichen Errungenschaften aus, womit sowohl die „Wissenschaftsgläubigen“ als auch die „Geschichtsgläubigen“ einverstanden waren. Indem er sich dieser Aufgabe widmete, brachte er eine enorme Zusammenstellung jener wissenschaftlichen und künstlerischen Kenntnisse zustande, die zu Verbesserungen im menschlichen Prozess geführt hatten und die den Menschen befähigt hatten, Schmerz und Leiden überwinden zu können. Als Kopf des Komitees spielte er eine enorme Rolle bei der Auswahl des Personals, welches die Neuen in den Ideen des Projek-

tes ausbilden sollte. Er selbst übernahm die mühselige Aufgabe, diejenigen Leute ausfindig zu machen, die in der Lage waren, die durch das System anerkannten Glaubensgewissheiten und Formen hinter sich zu lassen und die ihr Leben auf Grundlage von atypischen Werten und Verhaltensweisen führten, wenn man es aus dem Gesichtspunkt jener Effizienzgläubigkeit sah, die gerade so in Mode war. Als dieses spezielle Kontingent zusammengestellt war, nannte er die Organisation „Komitee zur Verteidigung des schwachen Nervensystems“. Dieses entfaltete seine Aktivitäten als eine Institution, die jenen Menschen Hilfe und Schutz gewähren sollte, die intellektuell unfähig waren, sich an das System anzupassen. Daneben teilte er das Komitee in spezialisierte Abteilungen auf. Aus einer dieser Abteilungen ließ er Lehrmaterial für die Unangepassten der ganzen Welt herstellen. Gleichzeitig entwickelte er Schutz- und Antivirenprogramme für jene Programmierfirmen, die mit Hackern zu kämpfen hatten.

Tenector II. ließ sich in Mesopotamien nieder, um eine Felduntersuchung durchzuführen. Von dort aus hielt er permanenten Kontakt mit dem Sitz des Komitees. Aber eines guten Tages, als er zwischen den Flüssen Tigris und Euphrat herumreiste, verloren sich seine Lebenszeichen. Schon wenige Stunden später erreichten Faro und Huron als Rettungsteam den Ort. Sie fanden aber lediglich seinen Wagen, sei-

ne Messgeräte und einen Datenkristall. Von diesem Augenblick an gab es keine Nachrichten mehr vom Forschungsreisenden.

Die lebendigen Schriftzeichen

Teneter III. hielt in der Höhle inne. Er könnte in den äußeren Raum hinausgehen. „Welcher äußere Raum?“ fragte er sich. Es hätte genügt, sich den Helm abzunehmen, um sich sitzend im schalldichten Raum wiederzufinden. Mit diesem Zweifel beschäftigt erinnerte er sich an das Verschwinden von Teneter II. und an die widersprüchliche Information, die der Kristall lieferte, als man ihn aktivierte: eine monotone Holografie, in welcher der ein langes Klagelied singende Forschungsreisende auftauchte. Das war alles.

Aber ihm kam auch die Stimme seines Lehrers wieder in den Sinn. Er nahm die Verse wahr, die dieser vor so langer Zeit wie eine sanfte Meeresbrise hatte vernehmen lassen. Er hörte Streichmusik und Synthesizerklänge. Er sah phosphoreszierende Leinwände und die Gemälde, die an den beweglichen Manganwänden emporwuchsen. Und wieder streifte er die empfindsamen Skulpturen mit seiner Haut... Von seinem Lehrer hatte er das Verständnis für die Dimension dieser Kunst empfangen, welche die tiefsten

Räume berührte; so tief wie die schwarzen Augen von Jalina, so tief wie dieser mysteriöse Tunnel. Er atmete kräftig durch und schritt zum Ausgang der Grotte.

Es war ein wundervoller Abend, an dem die Farben nur so explodierten. Die Sonne färbte die Bergzüge rötlich, während sich in der Ferne die beiden Flüsse golden und silbern dahin schlängelten. Dann nahm Tenetor III. an der Szene teil, welche die Holografie nur bruchstückhaft gezeigt hatte.

Dort war sein Vorgänger und sang in Richtung Mesopotamien:

*Oh Vater, hole aus dem Verborgenen die heiligen
Schriften.*

*Bring mir jene Quelle nah, in der ich immer
die sprießenden Zweige der Zukunft schauen konnte!*

Und während der Gesang sich in fernem Echo vielfältigte, tauchte am Himmel ein Punkt auf, der sich rasch näherte. Tenetor stellte das Zoom auf die Entfernung ein und sah dann deutlich die Flügel und den Kopf eines Adlers, den Körper und Schwanz eines Löwen, den majestätischen Flug eines Raumschiffs – lebendiges Metall, ein Mythos und eine Poesie in Bewegung, welches die Strahlen der Abendsonne reflektierte. Der Gesang dauerte fort, während die geflügelte Figur sich deutlich zeigte und ihre kräftigen

Löwenpranken ausstreckte. Dann wurde es still und der leuchtendblaue Greif öffnete seinen riesigen marmornen Schnabel, um mit einem Kreischen zu antworten, das durch die Täler rollte und die Kräfte der unterirdischen Schlange weckte. Einige große Steine zerbarsten und wirbelten bei ihrem Sturz Sand- und Staubwolken auf. Aber alles wurde ruhig, als das Tier sanft landete. Plötzlich sprang mit einem Satz ein Reiter herunter und landete vor dem Mann, der sich für die langersehnte Anwesenheit seines Vaters bedankte.

Der Reiter holte aus einer am Greif befestigten Satteltasche ein großes Buch hervor, das so alt wie die Welt war. Dann setzten sich Vater und Sohn auf den felsigen, vielfarbigen Boden und atmeten die Abendluft ein. Nachdem sie sich lange Zeit betrachtet hatten, öffneten sie, nunmehr darauf vorbereitet, das alte Werk. Mit jeder Seite blickten sie in den Kosmos, in einem einzelnen Buchstaben sahen sie die sich bewegenden Balkenspiralgalaxien und Kugelsternhaufen. Im Tanz der Schriftzeichen im alten Pergament konnten sie die Bewegungen des Kosmos lesen.

Die beiden Menschen (wenn es sich denn um Menschen handelte) erhoben sich gleichzeitig. Der Ältere, in seinem von den Launen des Windes zerzausten und losen Gewand, lächelte, wie nie zuvor jemand in dieser Welt je gelächelt hatte. In seinem Herzen vernahm

Teneter III. folgende Worte: *Eine neue Spezies wird sich dem Universum öffnen. Unser Besuch ist beendet!* Dann nichts mehr.

Nichts mehr.

Vor den Augen Teneters lagen die sich golden und silbern dahin schlängelnden Flüsse, die sich für Augenblicke in die Verzweigungen von Arterien und Venen verwandelten, die seinen Körper durchbluteten. Seine Lungen erschienen im kleinen Display seines Visiers und verrieten seine keuchende Atmung. Er begann zu verstehen, woher die schlagenden Flügel des Greifs stammten und in einem Bereich seines Gedächtnisses wusste er die mythischen Bilder zu finden, die er so real gesehen hatte, als sie Gestalt annahmen.

Er entschied sich, in die Grotte zurückzukehren, während er gleichzeitig die alphanumerische Reihe beobachtete, die am Bildschirmrand nach unten scrollte. Sofort zeigte das kleine Display die unendlich kleinen Bewegungen an, die seine Bilder in den Beinen hervorriefen, und so trat er in die Höhle ein. „Ich weiß, was ich tue!“, dachte er, „ich weiß, was ich tue!“ Aber diese Worte, die er zu sich selbst sagte, hallten draußen wider und erreichten seine Ohren von außen. Als er die Felswand betrachtete, hörte er auf sie bezogene Sätze. Er war dabei, die Grenze des Benennbaren zu überwinden, wobei sich die verschiedenen

Sinne vermischen. Vielleicht erinnerte er sich deshalb an jenes Gedicht, welches sein Lehrer zu rezitieren pflegte:

*„A noir, E blanc, I rouge, U vert, O bleu : voyelles,
Je dirai quelque jour vos naissances latentes.“*⁵

Dann sah er einen Stein, der seine Kanten wie farbige Blumen öffnete. Und in diesem Kaleidoskop bemerkte er, dass er dabei war, die Grenzen des Sehens zu durchbrechen. Er ging über alle Sinne hinaus, so wie die tiefgreifende Kunst die Grenzen des Raums des Daseins berührt.

Er schob seinen Helm nach oben und fand sich im schallfreien Raum wieder. Aber er war nicht allein. Aus irgendeinem Grund stand die ganze Abteilung um ihn herum. Jalina küsste ihn sanft, während er gleichzeitig die Ungeduld der Gruppe deutlich spürte.

„Ich werde nichts sagen!“ – waren Tenetors schockierende erste Worte. Doch dann fügte er hinzu, dass er zwar sofort einen Bericht ausarbeiten würde, der aber den übrigen Gruppenmitgliedern nicht vorgelegt werden sollte, solange nicht jeder von ihnen seinen Teil erledigt hätte. So wurde entschieden, dass alle Abteilungsmitglieder, eines nach dem anderen, in

⁵ Aus dem ersten Teil des Gedichtes von Rimbaud:
*„A schwarz E weiß I rot U grün O blau – Vokale
Einst werd ich euren dunklen Ursprung offenbaren.“*

den reinen virtuellen Raum reisen sollten. Das würde ihnen zum Schluss erlauben, von gegenseitigen Einflüssen freie Informationen zu verarbeiten, um dann die Diskussionen zu beginnen. Denn wenn es sich ergäbe, dass alle im reinen virtuellen Raum dieselbe Landschaft erkennen würden, dann bedeutete dies, dass das Projekt machbar wäre. Aber wie könnte man es dann in der ganzen Welt verbreiten? Ebenso wie sich jede Technologie verbreitet hatte. Überdies standen diesem Netzwerk von außergewöhnlichen Leuten alle Verteilungskanäle offen – Leute, die so viel mehr waren als die äußerliche Schale, auf die der Mensch reduziert wurde. Er wusste jetzt, dass er tatsächlich existierte, dass all die Anderen existierten, und dass dies der wichtigste Punkt in einer langen Reihe von Prioritäten war.

Keine Unterstützung für die planetarischen Kolonien!

„Guten Tag, Frau Walker.“

„Guten Tag, Herr Ho.“

„Ich nehme an, sie haben den Morgenbericht gesehen. Klar, haben Sie. Ich nehme ebenfalls an, dass sie sich bei der täglichen Berichtsabnahme entschlossen haben, auf das Thema der planetarischen Kolonien Einfluss zu nehmen.“

„So ist es, Herr Ho. So ist es. Niemand auf dieser Erde wird irgendeine Anstrengung unterstützen, solange diese Ungeheuerlichkeit nicht beendet ist, dass auch nur ein einziger Mensch noch unterhalb des Lebensstandards lebt, den der Rest von uns genießt.“

„Wie ich mich freue, das zu hören, Frau Walker. Wie ich mich freue! Aber sagen Sie: wann begann sich alles zu verändern? Wann haben wir bemerkt, dass wir existieren, und dass somit auch die Anderen existieren? Jetzt gerade weiß ich, dass ich existiere. Wie albern! Nicht wahr, Frau Walker?“

„Das ist keineswegs albern. Ich existiere, weil Sie existieren, und umgekehrt. Das ist die Wirklichkeit. Alles andere ist albern. Ich glaube, dass die jungen Leute von – wie hieß das noch gleich? – „der stupfsinnigen Intelligenz“ oder so ähnlich?“

„Das Komitee zur Verteidigung des Schwachen Nervensystems. Niemand erinnert sich mehr an sie, deswegen habe ich ihnen ein Gedicht gewidmet.“

„Gut so, sehr gut. Nun, diese jungen Leute haben es geschafft, die Sachen klar zu stellen. Tatsächlich weiß ich nicht, wie sie das gemacht haben. Aber sie haben es gemacht. Andernfalls hätten wir uns alle in Ameisen oder Bienen oder *Trifinus melancholicus* verwandelt! Wir hätten gar nicht gemerkt, was geschieht. Zumindest noch für lange Zeit. Vielleicht hätten wir gar nicht erlebt, was wir heute erleben. Es tut mir nur leid, dass Clotilde und Damian und all die anderen die

Veränderung nicht mehr erleben konnten. Sie waren so verzweifelt, und das Schlimmste daran war, dass sie noch nicht einmal wussten weshalb. Aber lassen Sie uns in die Zukunft blicken.“

„So ist, so ist es. Die ganze Gesellschaftsordnung, wenn man sie denn so nennen kann, ist am Zusammenbrechen. Sie ist sich in kürzester Zeit am Auflösen, es ist unglaublich! Aber diese Krise lohnt sich. Einige haben Angst, weil sie glauben etwas zu verlieren. Aber was haben sie denn zu verlieren? Wir sind schon daran, eine neue Gesellschaft zu gestalten. Und sobald wir unser Haus richtig in Ordnung gebracht haben, werden wir einen erneuten Sprung vorwärts machen. Dann werden die planetarischen Kolonien, die Galaxien und die Unsterblichkeit kommen. Ich mache mir keine Sorgen, dass wir in Zukunft einer neuen Dummheit erliegen könnten, denn bis dann werden wir schon reifer sein. Anscheinend weiß sich unsere Spezies gerade in den schwierigsten Momenten zu helfen.“

„Sie begannen mit diesen Programmen für den virtuellen Raum. Sie haben sie so gestaltet, dass die ganze Welt damit spielen wollte, und plötzlich haben die Menschen gemerkt, dass sie keine flachen, wie aus Pappe ausgeschnittene Figuren waren. Sie haben erkannt, dass sie existieren. Diese jungen Leute haben etwas in Gang gesetzt, dass sowieso passieren würde, wenn auch nicht so schnell. Die Leute haben alles in

ihre eigenen Hände genommen. Und wie! Das Ende der Geschichte war großartig: fünfundachtzig Prozent der Weltbevölkerung haben entweder vom geflügelten Löwen geträumt oder aber ihn gesehen, und sie hörten die Worte des Besuchers, als er in seine Welt zurückkehrte. Ich habe ihn gesehen. Und Sie?“

„Ich habe von ihm geträumt.“

„Das ist dasselbe. Übrigens ist dies das erste Mal, dass wir darüber sprechen... wäre es unverschämt, wenn ich Sie um einen großen Gefallen bitten würde?“

„Aber, aber, Frau Walker. Wir leben in einer neuen Welt und es fällt uns noch ein bisschen schwer, frei und offen miteinander zu kommunizieren.“

„Werden Sie mir Ihre Gedichte vorlesen? Ich nehme an, sie sind ineffizient, willkürlich, vor allem aber tröstlich.“

„So ist es, Frau Walker. Sie sind ineffizient und tröstlich. Ich lese sie Ihnen gerne vor, wann immer Sie möchten. Ich wünsche Ihnen einen wunderbaren Tag!“